

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-339668](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339668)

Die alten Zähringer, die Urahnenn unseres
Regentenhauses.

Einen größern Ausflug lieber Leser, hat in diesem Jahr der Wanderer am Bodensee gewagt, auf dem Engemer Berg hat er noch zurückgeblieben und Abschied genommen von den eisgrauen Häuptern der Alpen, von dem sonnenklaren Spiegel unseres heimatlichen Meeres, von seinen lieblichen Umgebungen, von dem Fruchtgarten und den üppigen Auen des hochgesegneten Hegaus, und hat den Wanderstab in der Hand, alsdann seine Schritte verdoppelt, um recht bald nach dem schönen Breisgau zu kommen; denn dahin ward er von einem Freunde geladen, einem Freunde von ächtem Schrot und Korn, der die vaterländischen Weine recht liebte, und die alte Biederkeit und alte Sitten; diese in vielen Beispielen aufzufinden, hat er recht viel und oft in den Büchern und Geschichten alter Zeiten und alter Sitten gelesen, und war so wohl darin erfahren, als im eigenen Hause. Gar manches erzählte er mir darüber, auch die Schwänke, womit sich unsere Väter die müßige Zeit verkürzten, blieben nicht vergessen. Jeden Morgen wurde früh aufgebrochen, der Reisefackel angeknallt, und dieser Preis der deutschen Gauen, wie das schöne Breisgau seine Bewohner gar gern benennen, nach allen Richtungen durchschleudert. Abends spät lehrten wir alsdann nach unserm Standquartier, dem hochgelahrten Freiburg, zurück. Der Himmel machte zu unseren Wanderungen immer ein gutes, recht freundliches Gesicht, heiteres schönes Wetter war im Ueberflus vorhanden.

Eines Tages, ehe die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne im Kreuze des Münsterthurms sich schauten, ward wieder, wie gewöhnlich aufgebrochen. Noch hatten wir unsere Reise nicht lange fortgesetzt, so kamen wir in ein Dorf, hier bogen wir rechts um, um auf die nahegelegene Anhöhe zu kommen, wo wir einzelne Trümmer einer ehemaligen Burg gewahr wurden.

An viele Gedanken und Geschichten aus grauer Vorzeit erinnere ich mich bei solchem Anblicke, sagte mein Freund; doch laßt uns vorerst auf dieser merkwürdigen Stelle lagern. Denn wisse, diese Burg, von der du noch diese kümmerlichen Ueberreste erblickst, war dereinst die Wohnstätte der Urahnenn unseres Fürstenhauses, der alten Herzoge von Zähringen, die lange Jahre hier hausten, und von diesen führt sie auch den Namen. Aber — bemerkte ich — von diesen

alten Herren wissen wir gar wenig, denn ich entfinne mich nicht, in der Weltgeschichte von Nothet etwas darüber gelesen zu haben, was auch Intresse für Leute unsers Schlages haben könnte. In deinem Kopfe vielleicht stecken einzelne Namen dieser Fürsten, aber weiter wird selbst deine Gelehrsamkeit hier nicht fangen. Fr. Nicht nur Namen, sondern ausgezeichnete Thaten sind mir von ihnen bekannt.

Ich. Nun welche Thaten, was ist der Inhalt ihrer Geschichte, welche Burgen haben sie denn erbaut und zerstört, mit welchen Rittern und Adlichen sich herumgeschlagen, und wann den Landfrieden gebrochen?

Fr. Freund! ich verstehe dich, und was du sagst, befremdet unser einen auch nicht, denn solche Vögel hörte ich schon gar oft, welche, wie du, sich um die Geschichte der frühern Jahrhunderte unseres Landes nie ernstlich bekümmert haben, und darum nicht einzusehen vermögen, was die adelichen Herren und die Fürsten Deutschlands früher wirkten und leisteten — doch darüber ein andermal, jetzt über die Zähringer. Von diesen haben sich viele um mehrere Gegenden dieses Landes verdient gemacht, daß sie im wahren Sinne die Väter und Wohlthäter ihres Herzogthums genannt zu werden verdienen.

Ich. Davon weiß ich gar nichts, kann vermag ich es zu glauben, doch ich vertrane deiner Wahrheitsliebe, und ich gehöre selbst nicht zu jenen, welche glauben, Alles, was wir besitzen, Reichthum, Bildung und Wissenschaft sey von heute, erst kürzlich aus der Erde gewachsen, und unsere Vorfahren und alte Herren haben nichts gethan, was einen Namen verdient. Ich weiß wohl, daß wir ärndten, was andere gesäet haben; darum erzähle mir etwas von den Thaten und Verdiensten dieser Herren.

Fr. Sieh! diese Steine sind verwittert, diese Burg liegt in Trümmer und ist ein höchst kümmerliches Denkmal solch edler Fürsten; doch sie haben andere Denkmäler, wohlhabende reiche Städte, Siehe der Wissenschaften, der Künste, des Handels und der Gewerbe. Willst du ferner dich dabei der Mühe unterziehen und in Fachbüchern unserer vaterländischen Geschichte die Namen der Männer aufsuchen, welche in früherer Zeit für Recht und Gesez gearbeitet und gekämpft, mit der Macht des Schwertes oder der Rede und des Verstandes die gute Sache vertheidigt, und durch Stiftungen und große

Opyer sie gefördert haben, du wirst dabei man-
gen Zähringer finden.

Fr. Du steigest meine Neugierde, und scheintst
se nicht befriedigen zu wollen; so beginne denn
deine Erzählung.

Fr. Im 11. Jahrhundert der Christlichen
Zeitrechnung lebte Berthold, Herzog von Kärn-
then, der Stammvater des Hauses der Zähringer,
der sein Geschlecht ableitete von einem uralten
Herzog von Allemanten, Namens Gottfried, der
im 7. Jahrhundert Christlicher Zeitrechnung
lebte und ein mackerer Degen war.

Ueber Deutschland herrschte damals ein gewalt-
thätiges Königsgeizlecht, das Gesetz und Her-
kommen wenig achtete, und darum willkürlich
gegen die Stände und Großen des Reichs Ver-
föhr und die Armen drückte. Er gelühtete sehr
nach dem Kirchengut, und mancher Höfing und
Günstling bekam fette geistliche Pfründen, Bis-
thümer, der, wenn der geistliche Hof ihm ge-
wommen, Fiskus und Stab ausgezogen, gar
nichts Seisliches an und in sich hatte. Beson-
ders trieb dies König Heinrich IV. recht arg.
Der war ein junger Herr, die Fürsten hatten
ihm zu frühe die höchste Macht und Würde über-
tragen. Sein Haupt war noch zu schwach, die
höchste Krone zu tragen, und sein Herz behörten
sehr oft muthwillige Schmeichler. Viele Herren
besuchten sein Hoflager, wo es der Feste und
Freuden immer in Menge gab, aber nie des
Vaterlandes und des Heiligen gedacht wurde;
das konnten denn die Bessern nicht über sich
bringen, und Berthold brachte, wie es einem
Fürsten des Reichs nach s. Recht und Pflicht
zustand, in bescheidener Rede des Landes Klagen
über die Bebrückungen vor den jungen König,
aber wurde nicht gehört, im wohlmeinenden
Rathe schaute Heinrich Untreue und Verrath,
und entfetzte darum Berthold seines Herzogthums.
Doch Berthold vergaß seine Pflicht nicht. Treu
und ergeben, wie zuvor, that er, was einem
Reichsfürsten zustand und rettete daher den
König selbst vor schimpflicher Gefangenschaft,
als die Sachsen, welche Heinrich schwer beleid-
igt hatte, ihn in der Harzburg belagert hielten.
Noch wenige Tage, und Heinrich war in den
Händen des erbitterten Feindes. Da ritt Ber-
thold in das Lager des sächsischen Fürsten, und
sein Ansehen und seine Beredsamkeit versöhnte
die Erzüraten, und es ward ein ehrenvoller
Friede geschlossen. Jetzt dachte Berthold ist
der günstige Augenblick, dem König zu sagen,
wie in seinem Namen Günstlinge gegen Recht

und Gesetz verfahren, uraltes Herkommen und
wohl verbriepte Rechte nicht mehr achten, die
Kirche, die bildende und pfegende Mutter der
Völker, auf jede Weise kränken. Aber seine
Worte wurden auch jetzt nicht gehört. Die
deutschen Großen waren schon zusammengetreten
und hatten Rudolph von Rheinfelden, Herzog
von Schwaben, zum Gegenkönig gewählt. Doch
Berthold blieb auch jetzt noch Heinrich treu, und
hoffte auch jetzt noch, seine Hoffnung blieb aber
unerfüllt. Ungern gab er zuletzt der Notwen-
digkeit nach, und trat auf die Seite, wo Recht
und Verfassung gehandhabt und das Heilige
geachtet wurde, und schloß sich Rudolph an.
Nie fehlte er, wenn es für die gute Sache galt;
oft irafen ihn schwere Unglückschläge, aber
immer unerschütterlich, wie vom Sturme des
Schicksals gebeugt, focht er mit Löwenmuth
bereits durch ein halbes Jahrhundert, weil die
Religion, die Bildung Deutschlands, roher Ge-
walt zu unterliegen schien. Seine Lande wur-
den verwühet, nach allen Seiten hin sah er
von seinem Schlosse, aus den flammenden Hän-
dern des Bürgers und den Hünen des Land-
manns Rauchwolken aufsteigen; sein Herz blu-
tete, aber blieb fest; oft unterlagen seine Waf-
fen der Uebergewalt, nie aber sein Heldenmuth
seine wahrhaft fürstliche Seele blieb ungebeugt
bis der Tod im Jahre 1087 ihn aus der Reihe
der heiligen Kämpfer riß. So lebte und rang
Berthold. Deutschland bewahrte alsdann seine
Verfassung noch Jahrhunderte, und unter ihrem
Schutze lebten alle bürgerlichen Tugenden auß
Künste und Wissenschaften blühten empor, durch
Gerechtigkeit ward die wilde gefeßte Gewalt
gebändigt, Handel und Gewerbe in allen Orten
betrieben und dadurch Wohlstand und Lebens-
genuß verbreitet, hohe Frömmigkeit weihte jede
Hütte zu einem Tempel der Gottesfurcht und
seligen Eintracht um. Und dieses Alles — wem
verdanken wir es zum größten Theile? den Be-
mühungen und Aufopferungen des Helden Ber-
thold und seiner tapfern Mitkämpfer.

Fr. Ja wahrhaftig, diesen Namen verdient
der Ehle, da er in einer so unwissenden finstern
Zeit, mitten unter dem Lohen der Leidenschaft
die gute Sache erkannte, mit eiserner Behar-
lichkeit ihr treu blieb. Was thaten darauf
seine Söhne?

Fr. Was der Vater. Markgraf Herrmann,
sein zweiter Sohn, war der Greuel seiner Zeit
überdrüssig, und er suchte Ruhe in frommer
Uebung und wissenschaftlichem Studium für

seine verwundete Seele in den Mauern des Klosters Elggau. Dagegen fällt der ältere Sohn Berthold II., beigeannt der Hürtige, in der Reihe der Kämpfer die Lücke seines Vaters aus, war wie dieser ein unbezwingbarer Held, der große Schrecken seiner Feinde. „Hienieden“, war sein Sprichwort, „wecheln ja schwarze Wetterwolken immer und Sonnenschein.“ Bis an den Bodensee trug er sein siegreiches Banner. Der Abt von St. Gallen, ein Anhänger Heinrichs, fühlte das unüberwindliche seiner Tapferkeit. Nachdem die Waffen vom Kampfe ruheten, handelte er wieder edel und seines großen Namens würdig. Er baute ein Denkmal seiner Frömmigkeit und Liebe zur Bildung in dem Kloster St. Peter, das er an den südlichen Vorhöfen des Berges Candel im Jahre 1091 baute, und wurde damit ein großer Wohltäter für die ganze Gegend; denn die frommen Brüder dieses Klosters machten den Boden in der Umgegend urbar, befestigten den Ackerbau und schufen im Verlaufe der Zeit diesen Boden zu den gesegnetsten Theilen des Landes um.

Joh. Hatte Berthold I. nicht mehr als zwei Söhne?

Fr. Ein Dritter, Gebhard mit Namen, führte zwar nicht das Schlachtschwert, denn schon in früher Jugend war er im Kloster Hirschau in den geistlichen Stand getreten. Er war ein Mann ausgezeichneten Verstandes, von hoher Frömmigkeit und vieler Wissenschaft. Darum luden ihn die Geistlichen des Bisthums Konstanz ein, von dem erledigten Stuhle ihres Oberhirten Platz zu nehmen. Die Kirche als Dienstmagd gemeinen Tröbels herabgewürdigt zu sehen, das ärgerte ihn von Herzen, wie seinen Vater, darum kämpfte er, sobald ihm die hohe bischöfliche Würde zu Theil geworden, mit den Waffen weiser und frommer Beredsamkeit gegen die Verfechter wilder ungezügelter Gewalt. Ihm zur Seite stand sein geliebter Freund, Mönch Berthold. Als das brutale Siegerschwert dieser Leute die Wagschale der guten Sache für immer niederzudrücken schien, da durchslog er, aus seinem Bistumstische vertrieben, die deutschen Gauen, ermunterte und bestärkte die Wankenden im Kampfe. Die Vorsehung lobte seine Bemühungen, und er sah noch den Sieg für die gute Sache befestigt, und widmete sich dann mit so großer Thätigkeit den Sorgen und Pflichten eines Oberhirten, daß die Geschichtschreiber ihn mit Recht unter die ersten Wohltäter der Konstanzer Kirche zählen.

Joh. Also auch der war seines großen Namens würdig. So mächtig wirkt das Beispiel wackerer Väter auf ihre Söhne?

Fr. Auf Söhne und Nachkommen. Denn der Sohn Berthold II., gleichen Namens, wollte seinen Vorfahren durch edle Gesinnung und Opfer für eine gute Sache nicht nachsehen, und gründete darnach die Stadt Freiburg. Er hatte sich in frühern Jahren einmal lang in Köln aufgehalten, und da gesehen, wie regsam und thätig die Bürger im Handel und Gewerbe arbeiten, und wie durch die Freiheiten und Begünstigungen, welche ihnen die Bischöfe, bürgerfreundliche Herren, ertheilten, die Stadt an Reichthum und Kunstsinne täglich gewinne.

Der edle Herr wünschte dieses Schauspiel auch an der Dreifaltigkeit zu sehen, und ertheilte darum den Bürgern seiner neugegründeten Stadt gleiche Vorrechte und Freiheiten. Dann gestellte er noch eine Schwester hinzu, die Stadt Billingen. Sein Bruder Konrad wollte ganz im frommen Sinne seiner Zeit das neugegründete Gemeinwesen zu Freiburg mit dem schönsten Gebäude schmücken, und begann den Bau des Münsters, eines der schönsten und kunstreichsten Tempel von ganz Deutschland. Die Geschichtschreiber nannten ihn den tapfersten Fürsten seiner Zeit. Auch in seinem Sohne Berthold IV. lebte und wirkte der Geist der Zähringer, denn er gründete, dem Beispiele seines Geschlechtes getreu, die Stadt Freiburg im Uechtland und Neuenburg am Ahein.

Selbst der letzte blieb seinen Vätern nicht zurück. Berthold V. schlug die deutsche Kaiserkrone aus, wollte nur, wie seine Ahnen, die Bürgerkrone. Geschichtschreiber rühmen seine Tapferkeit, aber die Bürger und Herren von Bern ihn als Gründer und Vater ihrer Stadt. Als er 1218 zu seinen Ahnen heimkehrte, ruhmvoll gekrönt wie diese, und ihm Speer und Schild ins Grab gesenkt wurde, da trauerte nicht nur Freiburg, sondern das ganze Herzogthum Alemannien; denn mit ihm stieg der letzte Sprößling seines Fürstengeschlechtes in die Gruft hinab.

Joh. Na wohl, ein wahrhaft edles und ächtes Fürstengeschlecht, das so viele und so große Denkmäler seines frommen und bürgerfreundlichen Sinnes gründete, durch seinen Kampf für Recht und heilige Sache sich in der deutschen Geschichte so großen Namen erwarb.

Darum lebt wohl ihr Steine und ihr ummorschten Trümmer, die Zähringer bedürfen eures

Sedächtisses nicht, das in der Brust eines jeden dankbaren Deutschen fortleben muß.

Fr. Ja wohl, darum brechen wir jetzt auf. Die Hitze des Tages hat uns stark überrascht. Erquickten wir uns daher im Dorf ein wenig, und rufen bei einem Glas guten Breisgauers mit dem deutschen Sängler: „Auch die Todten sollen leben!“

Ganz wahr spricht der alte Sirach: „Ein wüster König verdirbt Land und Leute, wenn aber die Gewaltigen klug sind, so gedeihen die Städte.“

Hans im Glück.

Willst zurück zu deiner Mutter? Hans, Du bist ein braver Sohn; hast gedient mir treu und redlich: wie die Dienste, so der Lohn; gebe Dir zu Deinem Sold diesen Klumpen da von Gold; bist du mit dem Lohn zufrieden, Hans im Glück?

Ja, zufrieden! und die Mutter, ja, die gute Mutter soll mich beloben, und sich freuen, alle Hände bring' ich voll; Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagskind wohl seyn, und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glück!

Und er zieht seine Straße rüstig, frisch und frohgesinnt, doch es sicht ihn bald die Sonne, die zu steigen schon beginnt; und der Klumpen Gold ist schwer, drückt die Schulter gar zu sehr; Du erlieg'st unter'm Solde, Hans im Glück!

Komm ein Reiter ihm entgegen; — Schimmel! ei, du munt'res Thier! aber schleppen muß ich, schleppen den verwünschten Klumpen hier; so ein Reiter hat es gut, weiß nicht, was das Schleppen thut; hätte ich diesen Schimmel, wär' ich Hans im Glück. —

Lümmel, sage mir, was es ist, was Du da zu schleppen hast? — Nichts als Gold, mein werther Ritter, — Gold?! — und mich erdrückt die Last. — Nimm dafür den Schimmel. — Top! Und so reit' ich, hop, hop, hop! Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel! Hans im Glück.

Hop, hop, hop! der dumme Teufel schwitzt nun unter meinem Schaf! hop, hop, hop, hop! sachte, Schimmel! pfui doch! — Plauz! ein Seitenfah, und er lieget da zum Spott, danket aber seinem Gott, daß er nicht den Hals gebrochen, Hans im Glück.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich vor sich hin ein mag'res Rind; halt' den Schimmel halt' den Schimmel! schreit ihn an des Glückes Kind; ja! es lief sehr glücklich ab, aber hart

ist doch der Trab, und ich will nicht wieder reiten, Hans im Glück.

Eine Kuh gibt Milch und Butter, der Besitzer hat's nicht schlecht. — Wollt ihr mit den Thieren tauschen? Mir ist schon der Schimmel recht. — Mit den Thieren tauschen? Top. Trabe, Bauer, hop, hop, hop! selig, überfelig preist sich Hans im Glück.

Erst den Dienst, und dann die Bürde, wieder nun den Schimmel los! Immer besser! immer besser! Nein, mein Glück ist allzu groß! — und im heißen Sonnenschein findet bald der Durst sich ein: hast du deine Kuh zu melken, Hans im Glück. —

Melken also; er versucht es, nicht gedeiht es ganz und gar, weil er Melken nicht gelernt hat, und die Kuh ein Dohse war; und er stößt und wehret sich: Pr! Pr! ruhig! denkst du mich wilde Bestie, todt zu schlagen? Hans im Glück. —

Und des Weges zog ein Metzger, der ein Schwein zur Metzgie trieb; Esel, bleibe von dem Dohsen, hast Du Deine Knochen lieb! — Von dem Dohsen?! — Tritt zurück! — Ist's ein Dohse? wach ein Glück! ich erfahre es noch bei Zeiten, Hans im Glück.

Aber ach! die Milch? die Butter? Nun! der wird zu schlachten seyn. Aber Schweinefleisch ist besser, und ich lobe mir das Schwein; Schweinebraten, Rippenspeer, Speck und Schinken, ja, noch mehr, frische Wurst und Mezesuppe! Hans im Glück! —

Dieses alles kannst Du haben, gib dafür den Dohsen hin; willst du tauschen? — Herzlich gerne! ja! der Handel ist Gewinn. Auf! mein Schweinchen, trabe du lustig unserm Dorfe zu; ja! die Mutter wird mich loben, Hans im Glück! —

Und es hat ein böser Hube bei dem Handel ihn belauscht, hätte gern auf gute Weise sich von ihm das Schwein ertauscht; kommt daher mit einer Gans, schaut das Schwein an, dann den Hans. — Hast Du selbst das Schwein gestohlen, Hans im Glück? —

Schwein gestohlen! — Wie denn anders! ja! das ist gestohlnes Gut. Sey Du nur im nächsten Dorfe vor dem Schulzen auf der Hut; auf der Inquisitionbank, dort im Amtshaus. Gott sei Dank! das erfahre ich noch bei Zeiten, Hans im Glück!

Nun Dir wäre schon zu helfen, mach' ich doch mir nichts daraus; gib das Schwein und nimm den Vogel, ich gehöre hier zu Haus, weiß die Schliche durch den Wald, man ertappt mich

nicht so bald. — Ei! schon wieder außer Sorgen, Hans im Glück!

Freuen wird sich doch die Mutter, eine Gans ist gar kein Hund, und nach gutem Gänsebraten wässert lange mir der Mund; und das edle Gänsefett! und die Daunen für das Bett! Ei! wie wirst darauf du schlafen, Hans im Glück!

Nicht das Beste zu vergessen, auch der Federkiele viel! Nichts ist mächtiger auf Erden, als ein solcher Gänsekiel, wenn der Kantor Wahres spricht; aber schreiben kannst du nicht, härtest schreiben du gelernt, Hans im Glück! —

Und ein lust'ger Scherenschleifer kam daher die Straß' entlang, machte Halt mit seinem Karren, rieb die Hände sich und sang: Geld im Sack und nimmer Noth! meine Kunst ist sich'res Brod. — Könn' ich diese Kunst, so wär' ich Hans im Glück.

Keil, wo hast Du diese Gans her? — Hab' getauscht sie für mein Schwein. — Und Dein Schwein? — für meinen Ochsen. — Diesen? — für den Schimmel mein. — Und den Schimmel? — für mein Gold. — Gold?! — ja; meiner Dienste Gold. — Blitz! Du hast Dich stets gebessert, Hans im Glück!

Aber Eins mußt Du bedenken: eine Gans ist bald verzebt, mußt auf eine Kunst Dich legen, die ein sich'res Brod gewährt. — Meister, ja, das mein' ich auch, lehrt mich Scherenschleifer, brauch, bin ich Scherenschleifer, bin ich Hans im Glück. —

Willst dafür die Gans mir geben? — Ja, es lohnet wohl der Kauf. — Zwei der Steine, die da lagen, hebt der Schalk vom Boden auf, wohlgerundet, glatt und rein, nicht zu groß und nicht zu klein; wirst ein tücht'ger Scherenschleifer, Hans im Glück.

Her die Gans, und nimm die Steine, trage sie im Arme, so! auf dem klopfst Du, auf dem schleiffst Du, und das ist das A und O. Geld im Sack und nimmer Noth, deine Kunst ist sich'res Brod; Alles Andre wird sich finden, Hans im Glück! —

Und er nimmt mit Gans und Karren schnell den nächsten Seitenweg; Hans mit seinen Steinen zehet jubelstrend seinen Weg: Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagekind wohl seyn, und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glück! —

Aber späte wars geworden, fern das Dorf, und Essenszeit, nichts gegessen, nichts getrunken, Hunger, Durst und Müdigkeit; und die Steine waren schwer, drücken, wie das Gold, auch

sehr: holte die der Teufel, wär ich Hans im Glück.

Dort am Brunnen will er trinken, setzt, wie ein bedächt'ger Mann, auf den Rand die Steine nieder, schaut sich um und stößt daran; plump! sie liegen in dem Grund, und er lacht den Bauch sich rund; auch der Wunsch ist eingetroffen, Hans im Glück!

Zu der Mutter! ruft er freudig, zu der Mutter, leicht zu Fuß! sollst mich loben! sollst Dich freuen! bringe Glückesüberfluß; Alles, Alles trifft mir ein, muß ein Sonntagekind wohl seyn, und auf Glückeshaut geboren, Hans im Glück!

Ein Dampfwäsch-Apparat.

(Siehe Abbildung.)

Wer es beobachtet hat, welche Plage so mancher fleißigen Hausmutter durch das Waschen des Weißzeugs auferlegt ist, der möchte wohl wünschen, dem schwächern Geschlechte diese Arbeit zu erleichtern.

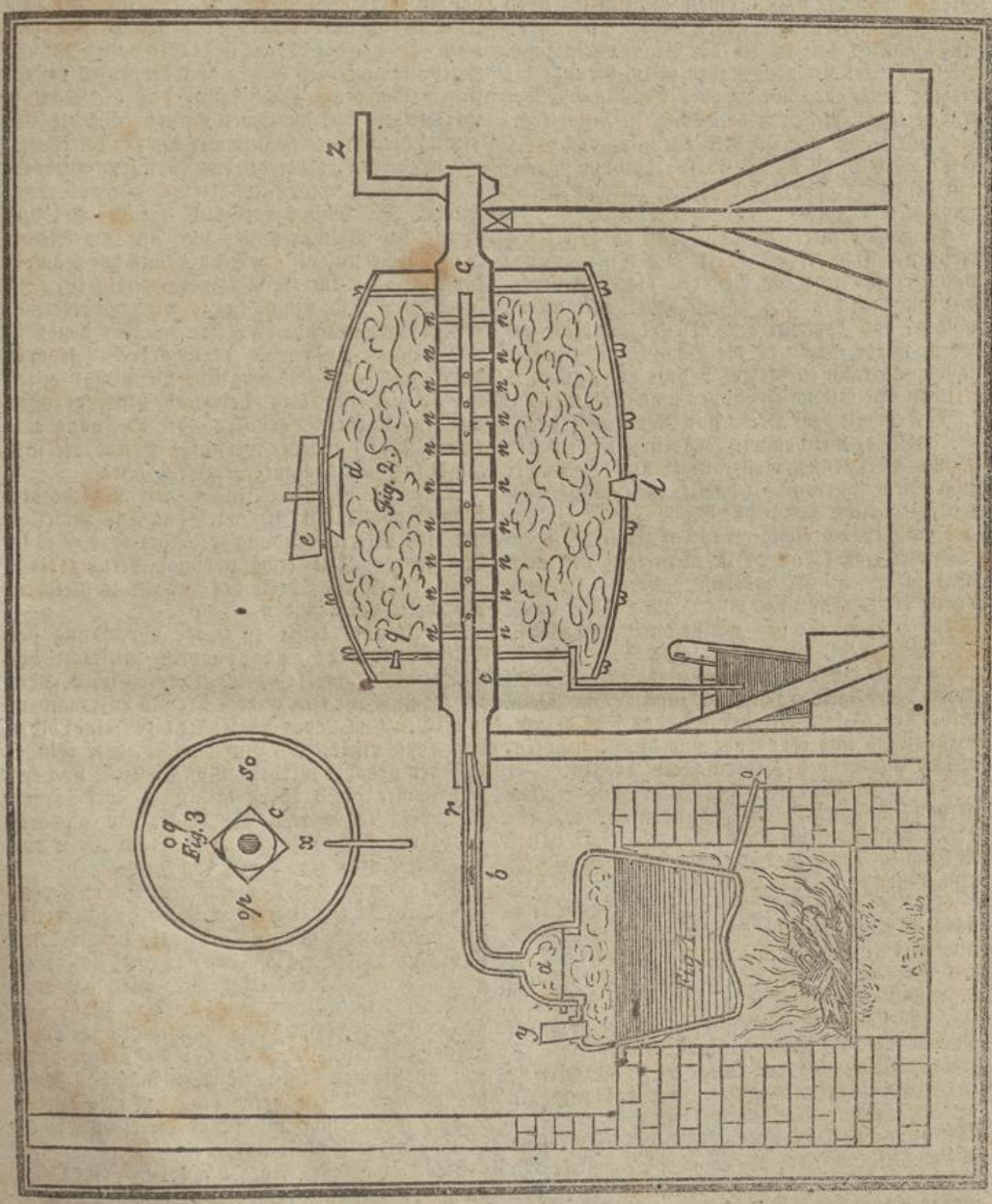
Aber nicht allein die Plage ist es, was diese Arbeit so unangenehm macht, sondern hauptsächlich der große Nachtheil für die Gesundheit derjenigen, die sich dieser Arbeit unterziehen müssen.

Wer es nur einmal mitangesehen, wie die Wascherinnen Tage und halbe Nächte lang mit Händen und Armen im heißen Wasser arbeiten, mit dem Kopfe und dem Oberkörper der Einwirkung heißer Dämpfe ausgefetzt sind, während der Unterkörper öfters friert, der wird es begreifen, daß ein Heer von Krankheiten in dieser unnatürlichen Beschäftigung ihren Grund hat. Rheumatismen, Sicht, sogenannte Nervenleiden, Kopfschmerzen und hundert andere Uebel haben Sachverständige daraus hergeleitet, und ein frühes Altern mit einer Menge von Gebrechen, welche das Alter mit sich zu bringen pflegt, ist eine unvermeidliche Folge.

Die Arbeiten, welche beim Waschen im heißen Wasser verrichtet werden müssen, sind sehr schädlich und oft wurde schon über Mittel nachgedacht, diesem Uebelstande abzuhelfen. Dem fürstlich Reuß'schen Baumeister Dorisch zu Schleg ist dieses gelungen, durch die Erfindung einer ganz einfachen wenig kostspieligen Einrichtung.

Zu jeder bisherigen Wäsche war ein Kessel, eine sogenannte Dienblase oder ein sonstiges metallenes Gefäß nöthig, in welchem das Wasser siedend gemacht wurde. Dies ist auch hier bei der Dampfwäsche der Fall, nur mit dem Unter-

ich Sand zu
 fisen, legt man
 und die Erze
 voran; stam
 er lacht der
 id einzeffes
 zu der Kram
 2 Dich freca
 des trifft man
 si len, und
 a Glüde!
 rat.
 nge so man
 s Wäfsen
 abthe wöl
 ze diese K
 t es, was
 dem hand
 Gesund
 zeit unter
 , wie die
 e lang mit
 e arbeits
 e Einwe
 während
 d es de
 in dieser
 und har
 nsteden
 haben
 und ein
 ebrechen
 best, id
 m beifen
 de schäd
 gedacht
 fürlich
 bleiz is
 net ganz
 ma.
 in Kessel
 sonstige
 as Wasser
 h hier bei
 em Maer



schiede, daß das Gefäß einen dichtschließenden Deckel (Fig. 1, a) mit einem Rohre (b) haben muß, ähnlich den Hüten der Branntweinzüge. Dieser Deckel mit dem Rohre ist im Grunde die einzige Ausgabe, welche bei Berechnung der Kosten einer solchen Einrichtung in Ansatz kommen darf, da die übrigen Gefäße, von Holz, wenn auch nicht in der Form, doch im Preise mit denen bei der Handwäsche üblichen gleich sind.

Es muß bemerkt werden, daß es besser ist, wenn der Dampfkessel breit, als wenn er enge und tief ist, weil im Ersteren die Dampfwirkung rascher von statten geht; auch ist es nöthig, daß der Hut oder Deckel luftdicht gemacht werde, damit er die Dämpfe nicht durchlasse. Es kann zu diesem Behufe die Fuge verstreichen und mit nassen Lappen umwickelt werden.

In dem mit dem Deckel und Rohre versehenen Siedgefäße, welches wir, der Kürze wegen, den Dampfkessel nennen wollen, wird nun das Wasser zum Sieden gebracht, damit es Dämpfe entwickle, welche durch das Rohr (b) in ein daneben angebrachtes hölzernes Faß geleitet werden.

Dieses Faß (Fig. 2) ist mehr lang als weit, aber so wenig als möglich bauchig. Mitten durch dieses Faß geht eine 5 bis 6 Zoll starke Welle (c), welche da, wo sie durch den Boden des Fasses geht, vierkantig (Fig. 3. c.) und so fest mit dem Boden verbunden ist, daß kein Dampf durch die Fugen entweichen kann. Die Welle bildet eine Achse, mit der sich das Faß herum drehen läßt, und ihre Ende sind die Wellzapfen, welche sich in den Zapfenlagern drehen.

In dieses Faß wird das Leinenzug trocken gethan, und 12 bis 24 Stunden vorher, ehe die Behandlung mit Dampf angeht, mit Lauge übergossen, die man dann, ehe der Dampf hineingelassen wird, ablaufen läßt.

Die Oefnung, durch welche das Faß gefüllt wird, ist eine ähnliche, wie bei den Fischfässern, nur mit einem festschließenden Thürchen (d), wie man sie an den Böden der großen Weinfässer hat, mit einem keilförmigen Niegel, welcher das Thürchen verschließt, indem er durch eine angebrachte Oese geschlagen wird.

Die Welle ist ihrer Länge nach, so weit sie durch das Faß geht, durchbohrt, und hat innerhalb des Fasses kleine (Oefnungen) Löcher (e, e, e, ...) Wird nun das Dampfrohr (b) des Dampfkessels in die Oefnung der Welle (bei r) gesteckt, so strömen die Dämpfe durch die Löcher (e) in den innern Raum des Fasses aus, und durchdringen

das zu reinigende Weiszeug. Wenn nun diejenigen von den Löchern (e), welche jedesmal oben sind, von der darauf liegenden nassen Wäsche zugehalten werden, so sind doch die unten befindlichen immer bei dem Falle, daß die Dämpfe ungehindert durchstreichen können, und die Erhizung des Ganzen geht immer von der Mitte aus.

Auf diese Art bleibt das Weiszeug mehrere Stunden den Einwirkungen der Dämpfe ausgesetzt. Es kommt natürlich auf die Art und Weise der Beschmutzung, und auf die Menge der Wäsche an, ob die Einwirkung der Dämpfe längere oder kürzere Zeit notwendig ist. Ist die Wäsche sehr schmutzig, so wird mehreremal frische aber siedende Lauge in das Faß gegossen, und dasselbe einigemal herumgedreht, worauf die Lauge durch die nämliche Oefnung, durch die sie mittelst eines Trichters hineingegossen worden, wieder abgelassen, die Oefnung mit einem Zapfen wieder verschlossen und die Behandlung mit Dampf fortgesetzt wird.

Während der Zeit, in der die Wäsche den Dämpfen ausgesetzt ist, wird das Faß zuweilen um eine Viertelwendung gedreht, so daß es in der ganzen Zeit etwa zweimal herumgedreht wird, damit alle Theile des Inhalts in gleichem Vortheile sich befinden.

Damit aber keine zu große Spannung der Dämpfe entstehe, und dadurch vielleicht der Deckel des Dampfkessels abgeworfen wird, oder die Dämpfe auf eine andere Art sich Luft machen, müssen in dem Boden des Fasses vier kleine Löcher von etwa einem Zoll Durchmesser, wie Fig. 3 zu sehen geböhrt werden. Von diesen 4 Löchern sind immer die 3 oberen (p, q, s), mit Zapfen verstopft, im untern aber steckt ein abwärts gebogenes Rohr (wie es die Figur 2, x von der Seite und Fig. 3 x von vorne zeigt.)

So oft nun das Faß um eine Viertelwendung gedreht ist, wird das Rohr (x) herausgenommen und in das Loch gesteckt, welches nun das unterste geworden, mit dem Zapfen aber, der in diesem Loch steckt, wird das Loch verstopft, in welchem vorher das Rohr (e) steck. Durch dieses Rohr entweichen die überflüssigen Dämpfe. Will man diese Dämpfe nicht frei ausströmen lassen, so steckt man das Ende des Rohres in ein Gefäß (m) das mit kaltem Wasser gefüllt ist, und fängt dieselben wieder in tropfbarer Gestalt auf.

Der Dampfkessel Fig. 1 hat bei (y) eine Oefnung, die mit einem Stöpsel verschlossen werden kann, und welche dazu dient, das durch die

Reibung...

Dampfentwicklung verlocken gegangene Wasser wieder zu ersehen. Daß es besser ist, heißes als kaltes Wasser nachzufüllen, weil die Dampfentwicklung dadurch weniger unterbrochen wird, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden.

Ist nun die Zeit vorüber, während welcher die Dämpfe auf die Wäsche einwirken sollen, so wird das Dampfrohr aus der Hauptöffnung der Welle (bei r) herausgezogen, und diese Oeffnung mit einem Zapfen verschlossen, auch das Dampfabführungsrohr (x) im Boden des Wasserters wird herausgenommen, und in das Loch ein Zapfen eingeschlagen.

Nun wird eine bereitstehende starke Lauge in den Dampfessel unter das noch vorhandene siedende Wasser gegossen und die dadurch verdünnte Lauge wieder zum Sieden gebracht. Ist dies geschehen, so gießt man die siedende Lauge in das Faß, so daß es etwa den dritten Theil mit der Lauge voll ist, und verschließt es wieder. Fig. 21 ist die mit dem Zapfen verschlossene Oeffnung im Fasse, durch welche die Lauge zu- und abgegossen wird.

Nun wird das Faß etwa eine halbe Stunde lang mittelst des Kreuzzapfens (z) um seine Achse gedreht, wodurch sich die durch die Dämpfe aufgelisten Unreinigkeiten vermischen. Darauf wird die Lauge wieder abgelassen, und die Wäsche herausgenommen, in lauem Wasser gehörig ausgeschwungen, und entweder ausgewunden oder ausgepreßt, dann getrocknet. Selbst das Ausschwingen in lauem Wasser kann sehr erleichtert werden, wenn man mehreremale laues Wasser in das Faß gießt, nachdem die schmutzige Lauge herausgelassen, und wenn man das Faß wieder einige Zeit dreht.

So ist die ganze Wascharbeit bis zum Auswinden verrichtet, ohne daß die Person, welche bis dahin die ganze Arbeit allein verrichtet, die Hände naß machen braucht; nur beim Auswinden haben 2 Personen kurze Zeit im lauen Wasser zu arbeiten, und dadurch wird die Gesundheit gewiß nicht gefährdet.

Aber auch diese Arbeit läßt sich sehr erleichtern, wenn man die Erucuerung des lauen Wassers im Dampfasse so lange fortsetzt, bis das ablaufende letzte Wasser hell bleibt, dann die Wäsche herausnimmt, und unter die Presse bringt, welche aus einer ziemlichen Quantität Wäsche zugleich das Wasser ausdrückt.

Daß dieser Waschapparat sowohl in einzelnen Haushaltungen als auch in größern Waschanstalten mit Vortheil angewendet werden kann,

ist außer Zweifel, da man bis daher weit unvollkommnere Dampfapparate ausreichend fand.

Daß zur Besorgung einer solchen Wäsche wenig Menschenhände nöthig sind, ist ebenso gewiß, und dadurch bezahlt sich der geringe Aufwand für die erste Einrichtung sehr geschwind.

So gut nun die Sache ist, so nützlich für die Erhaltung der Gesundheit sowohl, als des Leinzeugs, so wird sich diese Erleichterung einer so mühsamen Arbeit nur langsam verbreiten. Viele Hausfrauen sind so fest mit der Idee verwachsen, es sei eine reine Wäsche nur mit der bisher gewöhnlichen Aufopferung zu gewinnen, daß sie sich gegen jeden wohlgemeinten Vorschlag einer Abänderung schon im voraus verschancen; bei Vielen ist es ein Sprosspunkt, die Aufopferung nicht zu scheuen, nur um recht reine Wäsche zu haben; wenn man aber auf einem minder beschwerlichen Wege zum Ziele gelangen kann, und die Hausfrau erhält ihre Gesundheit, so ist dem Hauswesen mehr gedient. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die lästigen Wäschen aus den Privathäusern nach und nach verschwinden, und dafür größere Waschanstalten errichtet werden möchten.

Wenn diese größern Waschanstalten, auf die oben beschriebene Weise eingerichtet, die Reizmittel und gewaltsamen Reibungen vermieden werden, so kann jede Hausfrau ohne Sorge um ihr Leinzeug seyn, und kann es ohne Mühe, ohne Aufopferung ihrer Gesundheit im die nämlichen, vielleicht um geringere Kosten wie bisher gereinigt erhalten; ihr Leben ist dann nicht mehr, wie ein berühmter Dichter sich ausdrückt: ein verkochtes, verflüchtetes und verwaschenes Leben, sondern es bleibt ihr eber einmal eine Stunde zum heitern Genuß ihres Daseyns übrig. Die ganze Welt zieht Nutzen vom Dampfe, warum sollte nicht auch die Frauenwelt davon Gewinn haben?

Das Narrengericht in Stodach.

Eine Standrede, gehalten auf Faschnacht 1836.
(Mit einer Abbildung.)

Hochweisse,
Hochgeputzte, Hochilluminirte Brüder
und Schwestern unter der Kappe!

Die ehrsame Kunst der Narren ist die größte
und älteste auf Erden! (wahr!)

Sie wurde gestiftet Anno 1, von weiland
Herrn Adam I. und seiner lieben Gemahlin, bey
schönen Eva. Diese hat nach glaubhaften Doku-

menten das Hauptkapital für unsere Kunst gestiftet, das reiche Zins trägt bis auf diesen Tag. (Hört! hört!)

Seitdem ist unsere Herrschaft gar oft bestätigt, erweitert und bereichert worden, von Kaisern und Königen, Fürsten und Herren; auch der gemeine Mann hat sein Scherstein nach Kräften beigetragen.

All das könnt Ihr lesen in der großen Weltgeschichte und in der kleinen Stadtchronik auf jedem Blatt, wenn Ihr anders eine Nase habt und eine gute Brille drauf. (Die haben wir!)

Aber so schön und deutlich hat uns keiner einen Gnadenbrief verliehen, als weiland der tapfere Herzog Leopold! (hoch! hoch!) im Jahr 1351.

Setzt ihn da in seiner Pracht, u. leset mit mir: „daß ihnen Hans Kühne, und allen seinen nachkommenden Bürgern zu Stockach alljährlich in der Fastnacht und zu ewigen Zeiten das Narrengericht verquennen und in Gnaden ertheilet werde, mit Stiftung eines Eimer Weines aus dem Amtskeller ic. ic. Sofern aber einer sich des Gehorsams entziehen sollte, so solle er zuvor sich bei dem grobgünstigen Narrengericht ausbitten und einen halben Eimer Wein erliegen. Ferner hat das grobgünstige Narrengericht die Gewalt, alle widerspenstige Narren, auch alle andere, die denen Narren etwas ohne Ursach in den Weg legen oder sie beschimpfen, Nacht, entweder mit den Britschen oder wohl gar mit dem Brunnenwerfen (nach Erkenntnis der Sach) abzustrafen.“ (Viktoria!)

Mit dem Gnadenbrief ist es Karlos ergangen, drum hört Ihr Narren! und schweigt, wenn Ihr könnt, ich will Euch erzählen, und wenn ein Anderer drein reden, oder sich über uns maufsig machen will, so thut Ihr ihm nach unserm Brief. (Ohne weiter!)

Der Herzog Leopold zog ums Jahr 1351 mit großer Heeresmacht gegen Schwyz, und rathschlugte mit seinen Graubärten und eintigen kelen Gesellen, wie sie wollten das liebe Schwyzerland mit Krieg und Fehde überziehen. Die Schwyzer hatten's an ihn gebracht von wegen dem Kloster Einsiedeln und hielten's mit Kaiser Ludwig dem Vater, mit dem er ein wenig Streit hatte um die Kaiserkrone.

„Genug, so ist, so bleibts beschlossen und Morgen ziehen wir hinein,“ sprach der Herzog und ergriff nach deutscher Weise den Becher, zu trinken auf einen fröhlichen Ertraug, und die Gesellen ließen es sich nicht zweimal sagen,

ein Gleiches zu thun. Da gewahrte Leopold in einer Ecke des Saals die trollige Gestalt seines Narren, einsam und zusammengelauret, wie eines Menschen, dem nicht wohl ist.

Komm her! Narr, sag an, wie gefällt dir unser Schluß?

„Euer Rath gefällt mir nit, dasle roten alle, wie wir in das Land Schwyz wollen kommen, aber sein hätt geroten, wie wir wieder heraus wollen kommen.“ (Gut gesprochen!)

Des kümmerte sich der Herzog nicht. Er überschaute heitern Angesichtes von seiner hohen Nellenburg die herrliche, unter ihr ausgebreitete Landschaft und die zahllosen Burgen seiner Vasallen droben im rauben Allgau, im rührigen Ringgau, im freundlichen Thurgau, auf den Kesselbergen des Hegaus bis hinunter in die blaue Ferne des Arganes. Siegestrunken schweifte sein stolzer Blick nach der schweigenden Alpenseite, deren dunkles Abendglühen einen heißen Tag verkündete. (He! närrisch!)

Willst du mitziehen? Narr! riefen am andern Morgen die lustigen Gesellen. „Ich will einwillen dabei in Stockach Pfaster und Salben bereiten für die Seulen und Wunden, die ihr Narren euch bei den Schwyzern holen wollt.“

Das hätte er nicht einmal nöthig gehabt; der Herzog kam allein zurück, die andern lagen am Boden. Die Schwyzer haben gestritten am St. Dittmanstag bei Morgarten mit Gottes Hülfe für ihren eigenen Heerd, und die gekommen waren, seinen Frieden zu hören, die büßten den Frevel mit ihrem Leben. (Batsch!)

„Hätten wir doch deinen Rath befolgt, du hehrlicher Hans! dein Rath war gut und ist nicht deine Schuld, daß wir seiner nicht gachtet haben; bitte dir eine Gnade aus“ sprach Herzog Leopold.

Da sagte Hans Kühne von Stockach freundlich zu seinem Herrn: „Herr Herzog, habt mit den Schwyzern Friede, und mir vergönnt Euer Narr zu bleiben mein Lebenslang. Denn Schätze bedarf ich nicht und nach hohen Ehren gelüftet mir nicht.“ (Bravo! Bravo!)

Das war freilich ein Narr! darnum gab ihm der Herzog den Gnadenbrief.

Es gibt allerlei Narren in der Welt. Gute Narren, bei denen die Thorhügel des Herzens so weit aufstehen, daß alle Welt ein- und auspassiren kann, mitunter auch ein Schwein oder eine Katze.

Verliebte Narren: die sind gut homöopathisch zu kuriren; gebt ihnen nur den Stoff,

die Kerpold in
Veralt stines
tauret, wie
gefüllt die
reien alle,
den Tannen
der herauf
nicht. Er
seiner hohen
sagebrette
einer Wafel,
im rüvigen
auf den
in die blau
schneit
den Alpen
man heijes
am anders
wilt einb
nd Salde
en, die ihr
ten wöhl,
ig gehadt;
bern legen
iritten am
it Bours
die zelan
büjren
folgt, du
und ist
nicht ge
sprach
freund
hadr mit
ant Boer
zu Stöje
u gänket
geh ihm
Bate
Verzern
und and
ein ober
homb
ta Stöf



der sie krank macht, sie sind plötzlich und auf immer kurirt.

Eitle Narren puzen sich gerne; der eine mit einer gelehrten Perücke, ein anderer mit einem Amtsgeschir, viele mit Bändern und goldenen Ketten. Die Buznärlein sollen nur herbeikommen, zumal wenn sie jung und hübsch sind. Laßt euch recht, so ziehen wir am nächsten Fasching zu ihnen hinüber, über den lieblichen blauen See; ihr wißt ja wo der Hecht und Adler wintet. (Ja! ja!)

Alte Narren: nur herbei, ihr gebt was zum Lachen, wann ihr jung thun wollt und stolpert über eure eigenen dürren Weine. (Habens gesehen!)

Wohlfahrende Narren — fort fort mit ihnen! (fort! fort!)

Hochmuthsnarren: laßt sie mitlaufen! sie haben das erste Recht an unsere Kappe, ihre beste Zeit ist freilich passiert. (Das ist gut!)

Narren in ihren Sack gibt es viele in der Welt: wir mögen sie nicht leiden. (Nein!) wir sind Narren aus unserm Sack, darüber gibt uns der Herr Kronenwirth, der Kaufmann, der Schneider und Schuster 12. 12. 12. 12. alljährlich auf Neujahr ein Attestat, länger und breiter als uns lieb ist.

Närrische Narren: das sind kuriose Leute, die meinen sie allein seyen geschick und alle die andern seyen Narren. „Man hat uns ins Narrenhaus gesteckt, weil es für Euch alle zu klein ist“, sagen sie — und wer weiß, wer Recht hat? (Ja wohl!)

Wir alle liebe Schwestern und Brüder sind entweder aktive Narren, die sich zum Narren machen, um andere dafür zu haben, oder umgekehrt passive Narren. Mancher merkt selbst nicht recht unter welcher Kappe er steckt (wahr!) ich denke wir haben heute die, morgen die andere auf dem Ohr sitzen. (Sehr wahr!)

Begruße man's beim Licht, so ist alles Treiben und Thun in der kuriosen Welt doch nichts anderes als ein Streiten um die Ehre der Schellenkappe. (Bravo!)

Was geht das uns an? wir sind lustige Narren, (und Schälke mitunter) wir tanzen unsern fröhlichen Reiben nach alter Weise um den reichlich sprudelnden Stofbrunnen, und wer sich uns nahet, er sey hoch oder nieder, alt oder jung, er komme von ferne oder nahe, er darf und muß sich anschließen an unsern fröhlichen Ringeltanz, das wahre Sinnbild des Weltlaufs. Und sperrt sich der Narr, so tragen

wir ihn hoch in den Lüften, mitmachen muß er, so will es der Brief und sein Schicksal. (Ja! ja! er muß!)

Und damit Gott befohlen, ihr liebe Schwestern und Brüder, die ihr hier versammelt seyd, und ihr übrigen alle vom Nord- bis zum Südpol! ich reiche Euch brüderlich die Hand zum großen Ringeltreiben um den Erdkreis; bleiben wir Narren wie unser Hans Kühne; fürsichtig im Glück und getrost im Unglück, frank und frei vor dem Kaiser wie vor dem Bettler, zufrieden weil wir mehr nicht begehren, als was wir bedürfen, und reich, weil wir selbst verdienen, was uns Noth thut. Und damit Holla hoch! (Hoch! hoch!)

Ein braver Pfarrer.

Im Jahr 1809, als es unter den tyrother Bauern zu rumoren anfang, ließ ein Landrichter alle Pfarrer seines Distriktes zu sich entbieten, um ihnen einzuschärfen, daß sie, vermöge der ihnen obliegenden Pflichten, das Volk zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen, und vor jeder Meuterei ernstlich warnen sollten. Da nahm ein Pfarrer das Wort und sprach: „Es werde wohl unter seinen Amtsbrüdern keiner seyn, der diese Pflicht nicht als die seinige ansehe und gewissenhaft ausübe; sie, die Seelsorger, könnten aber nur das Wort des Friedens und der Gerechtigkeit predigen; Nachdruck ihren Worten aber müsse die Obrigkeit durch die That geben, hauptsächlich dadurch, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde gegen Jederman.“ Diese Bemerkung mißfiel dem Landrichter, und als er zuletzt die geistlichen Herren verließ, sagte er zu jenem Pfarrer: „Auf Sie werde ich ein besonderes Augenmerk haben.“ „Und ich auf Sie, Herr Landrichter,“ versetzte der Pfarrer mit einem sanften, jedoch bedeutungsvollen Tone.

Er hatte auch Gelegenheit, bald sein Versprechen zu erfüllen, denn auf dem Wege, den er nach Hause ging, begegneten ihm in einer Hohlstraße mehrere Männer, die mit Stöben versehen waren, und die er alsbald als Leute aus seiner Gemeinde erkannte. Er ahnete nichts Gutes, und er fragte sie: „Wohin noch so spät, ihr Männer?“ — „Wir wollen den Landrichter grüßen,“ antwortete einer, indem er auf seinen Stöben wies. Die Rede und das Benehmen der übrigen ließen ihm das Schlimmste voraussetzen. „Männer,“ sagte er, „ich bitte euch,

fehret um; ihr seyd auf einem schlimmen Wege begriffen; der führt nicht zum Heil.“ Die Reden wurden lauter, verworrener, erboster. „Männer,“ sprach der Pfarrer wieder, „ich gebiete euch im Namen Gottes, dessen Wort ich zu predigen habe, kehrt um!“ Es ward anfangs stille, aber dann trat einer aus der hintern Reihe hervor und sprach: „Herr Pfarrer, wenn Ihr predigen wollt, so thut's von der Kanzel herab; hier ist's nicht am Ort.“ Und er wollte ihn bei Seite schieben. Aber der Pfarrer trat ein paar Schritte zurück, riß Rock und Weste auf, und rief: „Wollt ihr mir Gewalt anthun, so thut's! Schießt mir eine Kugel durch die Brust und schreitet über meinen Leichnam hinweg, ich weiche nicht.“ Die Bauern stuzten: „Thut's, sag' ich, und schneidet mir dann die Zunge aus, und nagelt sie an die Kanzel, wo ich euch so oft gepredigt habe, vergebens; und hauet mir die Hand ab, die euch am Altar so oft gesegnet und gespeiset hat, vergebens; und reißet mir das Herz aus dem Leibe.“ — Ein heilfälliges Murmeln ging durch die Reihen. Da nahm der Älteste das Wort und sprach: „Männer, der Herr Pfarrer hat Recht; kehren wir um.“ Das thaten sie auch, und den Aergsten unter ihnen zogen sie mit sich fort. Also hatte der Pfarrer sein Versprechen gelöst, das er dem Landrichter gethan: er wolle ein besonderes Augenmerk auf ihn haben. Nachmals erfuhr der Landrichter, der indessen auf ein anderes Gericht versetzt worden, welche Gefahr ihn bedroht, und wem er sein Leben zu verdanken hatte; und wie der Wanderer vernommen, so hat er seinem Retter schriftlich gedankt, und dessen Frau auch, im Namen ihrer unmündigen Kindlein.

Nikolaus Hennenschmidt.

Zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte in einer schlesischen Stadt ein junger Mann, Namens Nikolaus Hennenschmidt. Er hatte von seinem Vater ein hübsches Vermögen und eine im guten Zuge befindliche Gastwirthschaft ererbt, aber jenes brachte er mit leichtsinnigen Gefellen in Saus und Braus durch, so daß sein Gasthaus bald von allen ehrsamern Bürgern vermieden und fast zur Einöde wurde, da die lustigen Brüder, als nichts mehr ohne Geld zu haben war, und alle schon tüchtig an der Krebde standen, ebenfalls sich entfernten. Nikolaus Hennenschmidt sah nun oft und krübelte, wie er

seinen Zustand verbessern wolle; da kehrte eines Tages ein östreichischer Invalide bei ihm ein, der viel zu erzählen wußte; unter andern auch von den Schätzen, die in und bei der Burg Osterwitz im Lande Kärnthens verborgen seyn sollten, seit der Zeit, da Margaretha, genannt die Mantasche, verwüstend von einer Burg zur andern zog, und viele ihr Besitzthum an Gold und Kleinodien nach der festesten der Burgen nach Osterwitz brachten, um es dort zum Theil zwischen Mauern oder unter der Erde zu verbergen. Gar manchen aber erreichte der Tod, ehe er seiner Schätze wieder habhaft wurde, und so blieben sie vergraben und unbekannt, bis auf den heutigen Tag. Dieses erzählte der Invalide und hatte an Hennenschmidt einen eifrigen Zuschauer und Zuhörer; der Gedanke an die vielen Schätze in der Burg Osterwitz verließ ihn nicht mehr, so daß er endlich den Rest seiner Habe zu Geld machte und gen Kärnthens wanderte mit großen Hoffnungen.

Burg Osterwitz gehörte damals Freiherrn Revenhüller, doch war sie nur von einem Kastellan und einigen Dienern bewohnt. Nikolaus Hennenschmidt dort angekommen, gab sich für einen deutschen Handelsherrn aus, der von den Protestanten verjagt worden, und nun eine Verrückung des Schicksals in Kärnthens erwarten wollte. Er wußte, sich dem Kastellan gefällig zu machen, so daß dieser auf einem Seitenflügel der Burg ihm eine Wohnung einräumte, und ihn endlich gar zu seinem Rechnungsführer annahm. Jetzt spähte Nikolaus überall umher, grub geheim hier und dort, von Schätzen ließ sich aber nichts gewahren. Wie er nun eines Tages in der weitläufigen Burg wieder durch öde Gemächer schritt, und manche der Inschriften las, die an den Mauern angebracht sind, fiel ihm eine auf, die fast unleserlich geworden, aus der er aber endlich folgenden Vers zusammenbrachte:

„Sonder Furcht und sonder Grauen
Kann ich diesen Ort nicht schauen;
Er verschleucht des andern Freud',
Der mir seine Schätze beut.“

Unter dieser Inschrift standen die Zahlen 5 und 8. Und auf was diese Bezug haben wußten, ließ sich aus einem zweiten Verse erkennen:

„Ich sä're Grauen und Gold ging auf,
Da kam mir eben das Grauen zubauf!
Kannst gut du wählen mit 5 und acht
Sind Gold und Grauen dir zugeacht.“

Wie von unheimlichen Mächten wird Nikolaus immer wieder zu dem Gemach getrieben,

wo er diese Sprüche entzifferte und endlich kam er mit Werkzeugen, um die Mauer zu öffnen, die an dieser Stelle dem Klange nach minder fest schien, als sonst überall in der Burg. Die wenigen Insassen derselben waren nach St. Veit gegangen zu einem Volksfeste, Nikolaus aber, um seinem Gelüst, der Entdeckung eines Schazes, zu folgen, blieb daheim. Er konnte dies um so eber, da er durch sein stetes Sinnen und Trachten verkürrt, für einen Sonderling galt, den man seiner Wege lassen müsse; ja er wurde schon damals „der trübe Deutsche“ genannt, ein Beinamen, der später ihm verblieb. — Jetzt arbeitete er rüthig, die Mauer zu öffnen; wer aber schildert sein Entsetzen, als ein lose gewordener Theil derselben plötzlich zusammenstürzte, und er eines menschlichen Gerippes ansichtig wurde.

Wie von Gelftern gesagt, entfloh er, und hatte Monate hindurch nicht den Muth zu weitem Nachforschungen; des Menschen Habsucht überwältigt aber jede Furcht, und statt den Anblick des Gerippes für eine Mahnung zu halten, daß alles eitel ist, so besonders das, was der Mensch ja doch diesseits zurücklassen muß, weil ihm jenseits nur seine Thaten zählen, warf er das Geripp zusammen, im Glauben, er werde irgend eine Weisung zu Schätzen entdecken. Gierig durchwühlte er Staub und Knochen, nichts war zu finden, und da der Abend hereinbrach, floh er endlich abermals mit erneuertem und doppeltem Entsetzen. Die Aufregung warf ihn auf das Krankenlager, der Kastellan und seine Familie pflegten ihn, und als er endlich wieder genas, da erzählte ihm jener, er habe im Fieber fortwährend von Todtengerippen und Schätzen gesprochen, oft aber auch ausgerufen fünf und acht, welches sich keiner zu erklären gewußt. Nikolaus Hennenschmidt schwieg und beachtete nicht die zweite Mahnung, die ihm seine Krankheit hätte seyn können. Mit der Wiederkehr seiner Kräfte folgte er von Neuem den Antrieben seiner bösen Neigung, die sich an jene beiden Zahlen bestete. Er zählte alle Steine, pochte an allen Wänden, schlug hier eine Oeffnung, grub dort in die Tiefe, alles vergebens, nur daß „der trübe Deutsche“ endlich für einen Wahnsinnigen gehalten wurde. Jahre vergingen auf Jahre, und Nikolaus, zu keinem Geschäfte mehr zu gebrauchen, wurde endlich auf der Burg nur Gegenstand des Mitleids, dem man ein kümmerliches Daseyn fristete. Schon war er Greis geworden, und noch hatte

sich seine wilde Lust nach Schätzen nicht beruhigt; da geschah es, daß er die vielen Warttürme zählte, die Georg Rheventhüller zu Ende des 15ten Jahrhunderts hatte erbauen lassen. Und als Nikolaus von da, wo er sein Zählen angefangen, zu dem fünften Wartthurm kam, bemerkte er, daß dieser acht Mauereinschnitte hatte. Ein neuer Sporn für ihn! Er unersuchte den Thurm, und fand, daß er im Erdgeschosß ganz leer, der Boden aber mit Steinen besetzt war. Er schlug auf die Steine — sie tönten an einigen Stellen, als ob eine Höhlung darunter wäre. Unsat verbrachte er den Tag, konnte kaum die Nacht erwarten, um den Boden dort aufzuwühlen. Mit einer Blendlaterne und Werkzeugen versehen, schlich er sich gegen Mitternacht in den Thurm. Draußen war es mondhell und im Innern des Gemachs spielten wunderbare Schatten die durch den Schein der Blendlaterne sich nur noch mehr krenzten. Nikolaus sah sich nicht viel um, sondern betrieb die Arbeit in Angst und Eile. Er hob die Steine aus den Fugen, und traf auf einen leeren Raum; hier grub er — und welch' Entzücken! bald hob er ein schweres Gefäß empor. Er sprengte den Deckel, und Gold glänzt ihm entgegen; in frischer Eier arbeitete er weiter, und Kisten mit Gold und Kleinodien kamen zum Vorschein. Er trug die Schätze nach seinem Gemach in solcher Hast, daß er in Schweiß badete, stellte dann im Thurm alles wieder her, so weit er es vermochte, und lief dann freudig zurück, an seinen Schätzen sich zu ergöhen. Wie er aber nun die Gefäße und Kisten öffnete, fand er in einer der letzteren ein Pergamentblatt, auf dem geschrieben stand: „Diese Schätze zu erlangen, erschlug ich meinen Bruder und verbarg den Leichnam im Gemäuer der Burg. Des Geldes aber wurde ich nicht froh, denn der Schatten des Ermordeten verfolgte mich überall. Ich ziehe wider die Ungläubigen, um meine Schuld abzuwaschen mit meinem Blute, die Seele zu erretten. Wer aber dereinst diese Schätze findet, bedenke wohl, daß er mit ihrem Gebrauch dem Teufel verfallen; er gebe hin und opfere alles zu heiligen Werken, sonst komme über ihn der Fluch, der ihn jagen wird von Land zu Land. Andreas von Colnis.“

Am Morgen des nächsten Tages wurde Nikolaus Hennenschmidt todt gefunden, wahrscheinlich hatte ihn der Schlag getroffen. In der Hand hielt er noch das Pergament, seine Augen waren

starr auf die Schätze gerichtet und aus seinen Zügen sprachen Schreck und Grimm.

Kein Mensch aber wagte das Gold und die Kleinodien sein zu nennen; beides kam an ein Kloster in Klagenfurt. Dies ist die Geschichte von Nikolaus Hennenschmidt, der, statt sein Leben der Gottesfurcht und Arbeit zu weihen, sich den Zerrungen der Habsucht überließ, in ihren Martern lebte, bis er in ihrem Netze umkam.

Die aber, welche die Geschichte lesen, mögen erkennen, daß es nicht höhern Gewinn geben kann, als den, der in den Worten liegt: Bete und arbeite!

Die beiden Fischer.

Da wo die Limmat aus Zürich's blauem See sich windet, und erst ruhigen und stillen Zuges unter den Brücken der Stadt, im Angesichte des gothischen Münsters und der Kirchen zu St. Peter, U. L. Frau ruhig dahin fließt, dann bei den Mühlen im reisenden Falle seine Ufer verflucht und sich in zwei Arme theilt, da stachen oft bei leuchtenden Fackelglanze die Fischer in stiller Nacht mit ihren Harpunen Lachse tod, die, gebendet von der Helle des Lichtes, über des Wassers Oberfläche hüpfen.

Heinrich und Kurt, zwei Fischer, wohnten in der Nähe des Feldes, an dessen Ende sich die wilde Sil mit der Limmat vermählt. Eiers waren sie gute Nachbarn, und keiner band seinen Nachen los, ohne es dem Andern zu sagen. Oft und gerne gingen sie gemeinschaftlich auf den Fang, aber manchmal übertrugen sie wechselseitig einander das nährnde Geschäft, und dann theilte jeder am Abend wieder und redlich. Arglos nahm von des Freundes Willkühr der seinen Antheil hin, der nicht bei der Arbeit gewesen, und Jeder hatte in der Stadt seine Leute, bei denen er die Fische verkaufen und sich den Bedarf des Lebens sichern konnte.

Viele Jahre hatten sie beisammen gelebt, und in Freud und Leid ebrlich miteinander hausgehalten. Heinrich sah in seiner Hütte die süßen Freuden des häuslichen Lebens ihm blühen und seiner Tage Sorgen freundlich verschonen. Ein liebendes Weib lag an seinem Herzen, wenn er, müde von schwerer Arbeit, des Abends in die Laube trat und sein Vesperbrod bei einem Glase Wein verzehrte, oder wenn am frühen Morgen die Sonne durch die Blätter der Reben, die an den Fenstern seines Schlafgemachs auf-

wärts raptren, mit warmem Strahl an ihrer Seite weckte.

Dann betete Heinrich mit gefalteten Händen zum Vater empor, und das holde Weib küßte die schlafenden Kinder auf Aug und Lippen, und wenn sie dann da stand im Lächeln der stillen Freude, so bebt oft der Gedanke ihr durch die Seele: „O, wenn nur keines das andere verliert!“

Manchmal schlüpfte dann eine Thräne die Wange herab, wie wenn in dunkeln Vorgefühl langer Trennung Liebende sich das Letztemal zu umarmen glauben, und wenn sie nur für Stunden und Augenblicke scheiden mußten.

Auf dem Schooße der Mutter wiegend, spielten die Kinder Heinrich's gern, wenn er fern war, am Ufer des Stroms, oder die Mutter setzte sich dort auf ein Bänkchen des Kohlgartens nieder, und hürete mit wachsamem Augen und thätiger Hand ihre Kinderwelt, auf daß der Lieblinge keinem etwas Böses widerfahre oder in den Geschäften des Hauses nicht irgend eine Lücke entstehe.

Kurt war oft ein Zeuge von Heinrich's Glück, manchmal besuchte er ihn nach vollbrachtem Tagewerk, oder wenn er ihn zu holen kam oder nach Hause begleitete; dann sah er die Seligkeit stiller und geräuschloser Liebe und verweilte gern unter dem Dache des Nachbarn oder im Freien unter dem Schatten seiner Lade. Heinrich's Knaben drängten sich dann um den guten Kurt, und zupften ihn an seinem Kleide, oder stahlen ihm die weiße Klappe vom Kopfe, oder zogen ihm leise die Angel aus der Tasche und versteckten sie ihm. Wenn er dann ihre Streiche merkte, stand er auf und jagte sie im Garten umher, bis sie baten: „O Kurt! laß uns jetzt gehen, wir wollen es nicht mehr thun.“ Gern weilte er unter diesen Kleinen, ihm selber war die Wonne nicht geworden, Gatte zu seyn und Vater zu heißen. Einer alten immer kränklichen Mutter wartete und pflegte er mit seiner Schwester, die nebst dieser Sorge auch die kleine Wirthschaft verwaltete.

Eines Abends, als die Sonne schon längst am Fagerberge untergegangen war, und der Mondes-Diertel über der Gegend leuchtete, wo jetzt die Gartenterrasse des Waisenhauses steht, kam er zu Heinrich, der schon im ersten Schummer lag, und die Thüre verräthelt, die Lampe ausgelöscht hatte.

Er klopfte leise am Laden des Fensters an und bat, er möchte mitkommen, die Lachse

laichen stark, und sie könnten diese Nacht einen reichen Gang thun. Heinrich stahl sich leise aus der Hütte, denn er wußte wohl, seine Dorothee hätte ihn nimmer so spät von ihrer Seite gelassen; nie durfte er ihr es sagen, wenn's zum nächtlichen Lachsfang ging, denn sie zitterte über die Gefahr der Wellen in den Stunden der Finsterniß.

Heinrich und Kurt banden ihren Weidling oben an der Kimmathsburg los; ihre Jackeln waren angezündet und sie rüsteten sich zum sichern Treffen der Lachse mit ihren Harpunen und stellten sich im kleinen Fahrzeug ins gehörige Gleichgewicht, damit kein Unfall ihr Leben gefährde.

Aber ein unbegreifliches Schicksal waltete über den edlen Freunden. Kurt ganz Auge auf sein Geschäft, Heinrich noch schlaftrunken, vergaßen der Aufmerksamkeit auf die Richtung des Kabns, — und plötzlich, — unwiderstehlich schnell, glitt er hinab über die Schwelle, in deren Tiefe sich die Wogen zum milchweißen Schaume wirbeln; das Schiffchen schlug um, und sie sanken hinab in die reißende Fluth. — Sie sanken hinab die Freunde, die so getreu im Leben, auch vereint nun die rufende Stimme des Todes zu hören. Heinrich ergriff einen Balken, die damals noch die kleine Brücke, wo jetzt die Papiermühle steht, unterstützten, und klammerte hier mit aller Macht sich an. Zur Hälfte aus dem Wasser, sich an demselben emporwindend, glaubte er seine Rettung nahe — aber an einem seiner Füße ergriffen, fühlte er sich plötzlich von einer Last so geschwächt, daß alle seine Anstrengung nur zu dienen schien, seinen Tod und die Angst, worin er schwebte, zehnfach zu erschweren und zu erhöhen.

Es war Kurt, der ihn am Fuße gepackt hatte, und schon halb todt seine letzten Kräfte sammelte, sich herauszubekken; er bat Heinrich, ihm die Hand zu reichen, aber Heinrich, unsicher schwebend, konnte sie nicht vom Balken ziehen, ohne sich selbst zu verderben; da er erschöpft an allen Kräften, schien er keinen Moment mehr ausbalten zu können. Er rief laut um Hilfe, aber sein Schrei der Angst und Verweiskung verhallte im Rauschen des tobenenden Wassers — Niemand vernahm den Ton, — die stille Nacht mit ihren bleichen Sternen war der einzige Zeuge dieses Jammers und Todtenkampfes.

Kurt siebte und bar bei Gott und Maria und den Heiligen — aber Heinrich, der sich nicht mehr halten konnte, und seinen gewissen Tod

vor Augen sah, wenn sein Freund ihn nicht fahren ließ, sprach: „Lieber Kurt! versuch ichs dich zu retten, so werden wir beide umkommen! Bedenke, daß ich Vater von sechs Kindern bin, und daß mein Tod sie alle elend macht. — Du bist ledig, mir dir stirbt kein ganzes Hauswesen ab! D ich bitte dich, laß mich los, ich kann nicht mehr!“

Da sprach der Edle: „Heinrich! du hast Recht, nur Eines bitte ich dich; Sorge für meine Mutter und Schwester! Gott befohlen, drüben sehen wir uns wieder!“ — Da ließ er ihn los, und die kalten Wellen begruben ihn.

Erst als der Nachwächter zwei rief, ward Heinrichs Stimme gehört, mühsam wurde er gerettet; die Todesfurcht, und die schreckliche Nacht und die Rasse des Stroms, in welcher er mehr denn eine Stunde schwebte, machte, daß der Frost ihn schüttelte; man trug ihn in die nächste Mühle, wo er auf ein weiches Bett gelegt wurde.

Aber es kam ein heftiges Fieber gegen den anbrechenden Morgen; — oft rief er im Wahnsinn: „Kurt! halte dich nur fest!“ dann machte er Bewegungen mit der rechten Hand, als wollte er nach jemanden greifen, und seufzte mit tiefem Athem; — seine Linke hielt sich kraftvoll an der Decke des Bettes, als hätte er den Balken des Brückenbogens gefaßt.

Wie das Fieber sich minderte und ein lichtvoller Augenblick für seine Seele kam, erzählte er der Müllerin, was ihm begegnet sey — und fragte nach Kurt. — „D schickt doch nach,“ sprach er einmal, „vielleicht findet ihr ihn am untern Steg, — fangt ihn auf, sonst schwimmt er hinab gen Baden; — dort wo sich die Kimmath unter dem Kloster Bettingen beugt, wo das siedende Wasser unter dem Felsen sprudelt, — könnten ihn die Felsen zerreißen. D Kurt, mein treuer Kurt!“

Allmählig ward er ruhig und ganz stille. Gegen Mittag schwebte ein sanftes Lächeln über seinem Munde, und wie wenn er Jemanden die Hand drückte, zog er krampfhaft seine Rechte zusammen. Kurts Bild schien an seiner Seele vorüber zu ziehen — denn sterbend bebt das Wort von seiner Lippe: „Kurt! da haben wir uns ja wieder.“

Dreizehn Tage nachher ward ein Leichnam aus den Fluthen gezogen; unfern der Ruine von Glanzenberg sahen die Hirtenknaben am Ufer die vom Wasser ausgeworfene Hülle des edlen Fischers. Der Müller und seine Freunde ließen ihm ein Grab neben Heinrichs graben, und sie

Schlafen beisammen — dort, wo jetzt bei Wylingen sich Pappeln und Balläste von Fabriken an den Ufern erheben.

Nur im Munde alter Väter und greiser Mütter dauert noch die Sage dieser Geschichte fort. Erzählt sie den Enkeln, auf daß die hehren Beispiele erhabener Tugenden — von Seelen geübt, die man gemein nennt, wirksamer werden unter den gerühmten Geistern unserer gepriesenen Zeiten.

Das Stärkste.

Stark ist — man darfs nicht erst beweisen —
Der Stein, und doch zerschlägt ihn Eisen.
Stark ist das Eisen, aber leicht
Wirbs von des Feuers Drang erweicht.
Stark ist das Feuer, doch verbannen
Kann schnell das Wasser der Tyrannen.
Stark ist das Wasser, fürchterlich,
Und doch verliert's in Wolken sich.
Stark sind die Wolken, die sich türmen,
Doch werden sie zertheilt von Stürmen!
Stark wüthen wohl die Stürme umher,
Doch fürchtet sie der Mann nicht sehr.
Stark ist der Mann, thut Wunderwerke,
Doch übermannt ihn Weines Stärke.
Stark ist der Wein, jedoch im Krieg
Mit ihm, gewinnt der Schaf den Sieg.
Drum soll kein Ding auf Stärke pochen,
Ein stärk'res wird es unterjochen.

Sparfamkeit für gute Zwecke.

In einem Dachstübchen am Neumarkt in Breslau lebte seit langen Jahren der Sohn eines Breslauer Kürschners in kümmerlichen Verhältnissen; der wohlwollende Wirth ließ zuweilen dem ärmlich dahergehenden Manne, der zweimal wöchentlich nur Fleisch genoß, das kümmerliche Mahl mit einem Rest von seinem bürgerlichen Tische würzen, bis endlich im April 1836 der Tod dem bedrängten Leben dieses Mannes ein Ende machte. Der Wirth war bemüht, aus dem höchst ärmlichen Hausrath des alten Mannes ein möglichst anständiges Begräbniß herauszurechnen, als sich die Rekognition eines bei dem Breslauer Stadtgericht deponirten Testaments vorfand. Das eröffnete Testament, und ein gleichzeitig vorgefundener alter Kasten mit 70,000 Rthlen. in Pfandbriefen bewiesen, daß der alte arme Mann ein reicher Sonderling war. Einem jeden von allen wohlthätigen Instituten in Bres-

lau (es sind deren mehr als 50) hatte er 250 Thaler, seinen 22 Verwandten aber und seinem wohlthätigen Wirth den Rest seines Vermögens vermacht.

Ein Haus hatte zum Schilde die heiligen drei Könige. Einer der drei Könige war durch die Länge der Zeit vom Regen weggewaschen worden, so, daß nur mehr die beiden andern bemerkbar waren. Der Hausverwalter meldete dieß dem Hauseigenthümer mit der Bitte, er möchte wieder einen dritten dazu malen lassen. Dieser aber, ein Filly, gab zur Antwort, das verursache ihm zu viele Kosten, der Verwalter möchte also nur die Unterschrift des Schildes dahin ändern lassen, daß darauf zu sehen käme: Zu den 2 heiligen 3 Königen.

Der Taxfreie.

Ein Finanzrath übergab einst dem französischen Minister Colbert ein Projekt, worin er eine Auflage auf den Geist des Menschen vorschlug. „Die ganze Welt,“ sagte er, „muß sich zum Bureau drängen, indem Niemand für einen Dummkopf wird gelten woll!“ — „Vortreflich, mein Herr,“ erwiderte der Minister; „Sie sollen dafür der einzige Taxfreie sein!“

Die Heizung mit erwärmter Luft bei Stubenöfen.

Daß die Heizung mit erwärmter Luft nützlich sei, bedarf wohl keines Beweises, wenn man bedenkt, daß jetzt der Ofen allein ein Zimmer erwärmen soll, und dieß also viel leichter ergehen muß, wenn bereits erwärmte Luft ihm zu Hülfe kommt. Diese erwärmte Luft verschafft man sich mittelst eines starken Ofens der in einer wohlverschlossenen Heizkammer steht, aus welcher durch verschiedene Oeffnungen die erwärmte Luft in diejenigen Zimmer auströmt, die man eben erwärmen will. Weil dieser Ofen stark geheizt werden muß, so wird er nicht selten mitten im Winter schadhaft und läßt Rauch durch, und man hat also Rauch statt Wärme.

Ueberdieß ist ein solcher Ofen sehr kostbar, und der Apparat mit der Heizkammer und ihren Abhren für die kalte Luft und Klappen kosten vielleicht eben so viel als mehrere gewöhnliche Ofen. Wenn ein Zimmer erwärmt wird, so steht die erwärmte, also verdünnte Luft unter der Decke des Zimmers.

Der Vortheil der Heizung der erwärmten Luft besteht aber darin, daß man die untere alte Luft wegschafft, damit die erwärmte bis zum Fußboden herunter kommen kann, und der Kopf und die Füße des Menschen eine möglichst gleichmäßige Wärme genießen. Wenn dieß ohne Aufhören fortgeht, so lange noch warme Luft vorhanden ist, so wird dadurch eine immerwährende Circulation der Luft im Zimmer bewirkt, die zugleich zur Reinigung der Stubenluft sehr vieles beiträgt. Wärme am Fußboden und reine Stubenluft sind eben so große Annehmlichkeiten für das Wohlfeyn des Menschen, daß jeder sich in einem mit erwärmter Luft geheiztem Zimmer behaglicher fühlen wird, als wo dieß nicht der Fall ist. Deswegen ist es erfreulich, aus Erfahrung versichern zu können, daß diese Annehmlichkeit dem geringsten Tagelöhner zu Theil werden kann, weil sie in jedem Ofen von gebrannten Steinen oder Kacheln anzubringen ist, der gesetzt wird. Hinter dem Ofen, der eben gesetzt werden soll, oder der Seite, wo er am nächsten der Wand steht, wird nämlich ein sogenannter Kanal, d. h. eine Röhre von etwa 6 Zoll mit in die Höhe gemauert, die am Fußboden eine Oeffnung hat, damit die kalte Luft am Fußboden hineintreten kann. Ist man mit diesem Ofen, und zugleich mit dieser hohlen Röhre so weit gekommen, daß im Ofen die Oefne gelegt ist, worunter das Feuer im Ofen brennen soll und über welcher die Feuerzüge in dem Ofen ihren Anfang nehmen, so wird über dieser Oefne der kalte Kanal nunmehr bis mitten in den Ofen hinein und dann senkrecht in die Höhe geführt, so hoch der Ofen wird, damit er durch die obere Ofendefne offen wieder zu Tage komme. Die Züge, welche in einem Windofen gewöhnlich angebracht werden, umgeben ihn von allen Seiten, und durch die Wärme in diesen Zügen wird die Luft in dem kalten erwärmt und verdünnt, daß sie aus der obern Oeffnung hinaus und unmittelbar ins Zimmer strömt. Weil aber kein offener Raum ohne Luft bleiben kann, so schluckt der kalte Kanal durch die Oeffnung am Fußboden des Zimmers stets kalte Luft wieder ein, und so entsteht die fortwährende Circulation in einem vollkommeneren Grade, welche durch den Apparat einer Heizkammer bewirkt wird. Besser geht die Circulation von Statten, weil die kalte Luft durch die Oeffnung am Fußboden des Zimmers unmittelbar eingefogen und in die Höhe geführt wird, bei einer Heizkammer erst auf den Fußboden herunter geführt werden muß. Der größte Vortheil besteht aber darin, daß mein Vorschlag zur Heizung durch eirkulirende erwärmte Luft bei jedem Ofen ange-

bracht und der Nutzen dieser Heizmethode auch der ärmsten Menschenklasse zu Theil werden kann, weil sie keinen Kreuzer kostet.

In zwei Miethswohnungen hatte der Erfinder Anton Michelser zwei solche Oefen setzen lassen, und die Einwohner, die gewöhnlich auf Arbeit abwesend waren, hatten nichts von der Einrichtung des Ofens bemerkt. Als sie ihn 14 Tage benutz hatten, fragte er sie, ob ihnen diese oder die vorigen Oefen besser gefielen? und erhielt die Antwort: daß sie nur die Hälfte der Feuerung gebrauchten, und überdieß nicht begreifen könnten, woher es komme, daß die Stube schon erwärmt sei, bevor noch der Ofen recht warm würde. Nun erst zeigte er ihnen die Einrichtung mit dem kalten Kanal, und sie begriffen leicht, daß die Stube schnell warm werden müsse, weil sie die aus der Oeffnung des kalten Kanals, die oben in der Oefne des Ofens ist, ausströmende warme Luft mit der Hand deutlich fühlen konnten. Dieser Umstand, daß außer der eigentlichen Ofenwärme die ausströmende Luft aus dem kalten Kanal erwärmt ist, und unmittelbar ins Zimmer kommt, beweist aufs deutlichste, daß bei dieser Einrichtung auch an Feuerungsmaterial gewonnen werde.

Blitzableiter und Hagelableiter

Durch Blitzableiter können wir uns in Gebäuden vor dem Erschlagen, und das Gebäude selbst beim Einschlagen vor Brand und allen Beschädigungen sichern. Der Blitzableiter besteht nämlich in einer ununterbrochenen Leitung von Metallstreifen oder Metallstäben, die von dem höchsten Theile des Gebäudes aus, an letzterem bis unten an die Erde herunter geführt ist. Ueber dem Schornstein ist gewöhnlich eine mehrere Fuß lange Eisenstange, die sogenannte Auffangstange, aufgerichtet; von dieser läuft eine etwa daumenbreite Eisenleitung (aus genau verbundenen Eisenstäben bestehend) hinweg, auf dem Rücken des Daches fort, und an mehreren Ecken und Seiten, je größer das Gebäude ist. Wenn nun eine Gewitterwolke über dem Gebäude hinzieht und in das Gebäude einschlagen will, so trifft der Blitz die Spitze der Auffangstange, fährt an dieser herunter an dem ganzen Ableiter des Hauses fort, und schlägt ohne allen Schaden des Gebäudes oder der darin befindlichen Menschen unten in die feuchte Erde.

Das Metall leitet den Blitz desto sicherer bis zur Erde ab, je größer seine Oberfläche ist. Da-

her sollten die Eisenstäbe nie zu schmal und nie zu dünn seyn. Die Spitzen der Auffangstange werden am besten von Platina gemacht, oder doch vergoldet, schon der Verhütung des Rostes wegen. Durch Schrauben mit Drehen, oder durch eine Art Klammern bringt man den Ableiter einige Zoll von der Wand ab. Da Blei besser leitet, als Eisen, so giebt es auch Blitzableiter von 3—4 Zoll breiten Kupferstreifen, die am obersten Schornsteinrande aus über den Rücken des Daches hin, von da an dem Gebäude herunter bis unten an die Erde dicht an einander genagelt sind. Wesentlich ist bei der Anlegung eines Blitzableiters darauf zu sehen, daß andere außerhalb des Gebäudes befindliche Metalltheile, z. B. Dachrinnen, mit ihr in Verbindung gesetzt sind, daß er nicht nahe an bedeutend großen Metallstücken, die innerhalb des Gebäudes sich befinden (weil er darauf abspringen könnte), hingeleitet wird und daß er nicht mit leicht entzündbaren Materien in Berührung kommt. Dester's muß auch nachgesehen werden, ob er nicht beschädigt ist. Hätte er z. B. eine Lücke bekommen, so würde da der Blitz abspringen ins Gebäude hinein und auch wohl auf Menschen sich stürzen. In manche Bäume schlägt der Blitz sehr gern ein, z. B. in Eichen; in andere weniger gern, oder auch wohl ungern, z. B. Buchen und Epen. Es ist also weniger gefährlich, beim Gewitter unter letztere sich zu stellen, als unter erstere. In Amerika glaubt man allgemein, daß der Blitz nie in die großblättrige Buche einschläge, deswegen stellen sich die Menschen daselbst häufig unter diese Bäume, wenn ein Gewitter kommt. Sobald der Himmel von Gewitterwolken bezogen wird und es zu blitzen anfängt, so fliehen die Bewohner aus den Ortschaften in die Buchenwälder, und bleiben daselbst, bis die Gefahr vorüber ist. Man will dort von keiner Erfahrung wissen, daß der Blitz in solche Bäume eingeschlagen habe. Bestätigte sich diese Merkwürdigkeit ganz (was einer weitem Untersuchung allerdings werth wäre), so braucht man nur, um vor dem Erschlagen des Hauses sicher zu sein, die Hofe mit solchen breitblättrigen Buchen zu bepflanzen, und wenn auch die Heerstraßen, wenigstens von Strecke zu Strecke, solche Bäume enthielten, so könnten sie zur Gewitterszeit den Reisenden Schutz und Sicherheit gewähren.

Der Franzose Lapostolle hat vor mehreren Jahren auch Hagelableiter vorgeschlagen, die man auf diejenigen Felder und Plätze setzen solle, welche man vor Hagelverwüstung schützen solle. Es sind Strohseile und Stangen mit hölzernen Spitzen angebracht, auch Strohseile mit eingeflochtenen

leinenen Schnüren und messingenen Spitzen. Alle Erfahrungen, so wie Untersuchungen der geschicktesten Physiker, haben gezeigt, daß solche Hagelableiter durchaus unnütz sind, was sich auch schon jeder, der einige physikalische Kenntnisse besitzt, leicht denken kann.

Der Werth des Werkzeugs in der Menschenhand.

Ein Engländer unterschied einst das Menschengeschlecht von dem Thiergeschlechte dadurch, daß er den Menschen ein Thier nannte, welches Maschinen mache oder gebrauche. So sonderbar diese Bestimmung der Menschenart auch erscheinen mag, so liegt doch viel Wahres in der Bezeichnung.

Die Arbeit des Menschen unterscheidet sich wesentlich von der Arbeit des Thieres. Der Mensch läßt sich bei seiner Einwirkung auf die umgebenden Naturkräfte größtentheils durch Zwischenmittel unterstützen; er arbeitet, d. i. er wirkt durch seine Naturkräfte auf andere Naturkräfte, größtentheils durch Anwendung von Zwischenmitteln, durch Anwendung von Werkzeugen und Maschinen ein. Die Hand des Menschen gräbt die Erde unmittelbar, sie umwühlt dieselbe mit Hülfe eines Spatens, der Hake, des Pflugs; der Mensch reißt den Baum nicht mit der Kraft seines Armes aus der Erde, der tausendjährige stolz emporgeschwungene Stamm der Eiche, sinkt unter der mit Art und Säge bewaffneten Menschenhand.

Die feinsten Fäden, welche der Kunstfleiß des Menschen liefert, stellt derselbe nur mittelst der Vereinigung und Anwendung mancherfaltiger Vorrichtungen und Bewegungsformen dar.

Wie ganz anders erscheint dagegen die Arbeit des Thieres. Der Affe, dieser fatale Nachbar des Menschengeschlechtes, bedient sich keiner Leiter, um auf den lockenden Fruchtbaum zu gelangen, krazt das Moos zu seinem Lager nur mit seinen Fingern, und zweifelhaft ist es noch, ob derselbe den Ast des Waldes zu seiner Stütze oder zu seiner Verteidigung anwendet.

Die Biene bearbeitet ihre kunstreiche Zelle nur durch Anwendung ihrer Körperteile.

Werfen wir dagegen einen betrachtenden Blick auf die arbeitende Menschenhand und ihrer Verbindung mit Hülfsmaschinen.

Bewaffnen wir nun diese Hand mit einem Beile, mit einem Hammer, einer Säge, oder mit einem einfachen Spaten; welch ersaumenswürdige Wirkungen geben aus dieser Verbindung hervor! —

Wälder sinken unter der Schneide der Art; Pal-

läste thürmen sich empor; kunstreiche Brücken bilden sichere Wege über breite Ströme; Wälle erheben sich zum Schutze des Vaterlandes; Dämme hemmen die Wuth der Meereswogen; das Eisen beugt sich in nützliche Formen und in tausendfachen Gestaltungen breitet sich die Zahl der Gewerbe vor dem Menschenauge aus.

Welch ein unübersehbarer Unterschied zwischen der Arbeit des Thieres und des Menschen, zwischen den Leistungen des besüßerten Drang, Dütangs und der mit irgend einem Hilfswerkzeug bewaffneten Menschenhand.

Gebunden ist des Thieres Arbeit an bestimmte Formen, an einen engumgränzten Raum seiner Kunstfertigkeit. — Die Schwalben bauen Jahrtausende hindurch ihre Nester nach den nämlichen Verhältnissen; noch heute wölbt dieser räthselhafte Vogel wie vor Jahrtausenden mit seiner Brust den Mörtel, den er unermüdet mit seinem kleinen Schnabel zum Bau des Nestes trägt.

Noch formt die heutige Korallenbewohnerin ihr wunderbares Felsenhaus auf dieselbe Weise, wie solches von ihrer Vorgängerin vor Jahrtausenden gebildet wurde.

Wie ganz anders baut dagegen der Mensch. Welch eine Reihe bewundernswürdiger Gebäudeformen, welche die Hand des Menschen bildet! Verzeihen wir nur in dieser Beziehung die ganze Mannigfaltigkeit der Wohnungs- und Gebäudeformen zwischen der Hütte des Wilden und der Peterskirche zu Rom, zwischen der skandinavischen Runensäule und den ägyptischen Obelisken. Welch ein Unterschied zwischen dem sich stets wiederholenden Gewebe der Spinne, und dem schönen bunden Gewebe des Menschen in Kaschmir Shawls und in der mit Blumen durchstickten Seidengaze!

Nur durch die Anwendung von Werkzeugen und mannigfaltiger Maschiene ist und wird der Mensch Herr der Erde.

Durch Hülfe von Werkzeugen mißt derselbe den Lauf der Gestirne, trifft im Innern der Erde den Punkt seines Zieles, findet mit Sicherheit in finstern Nächten auf dem bewegten Meere den rechten Weg, erhebt sich in die Lüfte, und zaubert mit kunstreichem Sinn und geringen Hilfsmitteln mannichfache Gebilde auf das Papier, auf die Leinwand, auf das spröde Metall, auf die Mauer, auf das schmückende Wollen, Leinens oder Baumwollengewebe.

Welch unschätzbbarer Werth erhält demnach das einfachste Werkzeug, so wie die zusammengesetzte Maschine vor dem betrachteten Blick des

Menschen! Wie wichtig erscheint die einfache Nadel, der Hammer, der Keil, der Hobel, das Rad! Welche Klust bereiten schon diese Geräthe zwischen Thier- und Menschenwelt! Welchen sicherern Beweis kann es geben, daß der Mensch zu höherem bestimmt ist, als selbst das edelste Thier! Die Werkzeuge in der Hand des Menschen, sie sind gleichsam die Schlüssel zum Geisterreiche, die oft verkannten Führer zu einer höhern Stufe des Daseyns; sie dienen uns als Stufen zum Reiche der Wissenschaft, sie leihen unserer Seele die Fittige, auf welche unsere Gedanken unsere Welttheile durchfliegen, den Gang des Himmelskörpers anzumessen, und endlich im Heiligthum auf diesem Wege herbeigeführter wahrer religiöser Ausbildung vor dem Throne des hohen Unbekannten beglückt anbetend niedersinken.

So finden wir demnach in der Arbeit und zwar in ihrer Vereinigung mit dem Gebrauche von Werkzeugen die sonderbaren Mittel, durch welche die Welt von der Thierwelt wesentlich unterschieden, und dem Reiche höherer Geister unverkennbar zugesellt wird.

Wie werth muß uns daher jedes auch noch so einfache Werk erscheinen, das wir zu irgend einem nützlichen Gebrauche in unsere Hand nehmen, und das uns um so wichtiger werden muß, je vielfacher an dasselbe die Bedingung unseres Daseyns unserer Erhaltung, unser Lebensunterhalt vor der Vorsehung geknüpft worden ist.

Wie tröstend aber auch muß auf uns der Gedanke wirken, auch in den beschränktesten Lebensverhältnissen, wenn wir auf das einfachste Geräth blicken, von dem unser Unterhalt abhängt. Auch der ärmlichste Spatey, der unscheinbarste Hammer, er ist der Herrscherstab, der den Menschen zum Beherrscher macht; er ist der kostbarste Schlüssel, der uns eine höhern Wirkens aufthut; er ist die sichere Leuchte, die uns auf den Weg des Geisterreichs hinweist, der stille Bote, der uns auf jeder Lebensbahn zuruft: „Du bist berufen zu einer höhern Lebensstufe, du trägst den Stempel höherer Bestimmung in deiner thätigen, rüstigen, kunstfertigen Hand!“

Kehren wir demnach gern und beruhigt, so wie zufrieden mit unsern Verhältnissen, an unsern Arbeitstisch, zu unserer vertraulichen Feder, zu unserm fleißigen Hammer, zu unserer Säge, zu unsern mannichfachen Geräthen und Arbeitswerkzeugen zurück.

Kehren wir uns nicht an den eiflen Stolz, der

in fauler Trägheit, auf die oft zwar niedern, aber fleißigen Hütten niederschaut.

Die veräucherte Wohnung, wo der Hammer drohet, das einsame Zimmer, wo die Spindel umläuft, wo die mühsame Nadel arbeitet; es sind dieß alles Eingänge zu einem höhern Daseyn, zur Ausbildung körperlicher und geistiger Kräfte, zur Fortschreitung in der unbegrenzten geistigen Vervollkommnung jeder Art.

Auf dem Gebrauche von einfachen, so wie von zusammengesetzten Werkzeugen, in der Arbeit mit denselben beruht der ganze Cyclus menschlicher Gewerke, der Inbegriff eines weiten Raums menschlicher Thätigkeit, ein reicher Quell der Nützlichkeit, der Bequemlichkeit, der Gesundheit, des Genusses, der Lebensunterhaltung und Lebensverschönerung.

Wehe demnach dem Lande, da die Führung des Spaten annoch als ein stekendes Symbol knechtischer Sklaverei betrachtet wird; wo die Ausübung eines nützlichen Gewerbes die hohe Achtung nicht genießt, welche der Anwendung von Werkzeugen gebührt, die uns der Thierwelt entreißen und uns auf eine Stufe geistiger Ausbildung und geistigen Daseyns stellen.

Wohl dem Lande, wo die Führung des Hammers und des Meißels, der Helle und des Beils, die den Menschen Häuser, Palläste und Schiffe bauen, eben so ehrenvoll erscheint, als das Tragen des Schwertes und der fern hinterlassenden Waffen, welche so häufig die Werke fleißiger Hände niederreißen und zerstören.

Wohl daher uns, wohl unserm Vaterlande, wo geliebte Fürsten die Gewerbe in Ehren halten, wo der fleißige Handwerker und Fabrikant, im edlen Bewußtseyn seines Werthes, sich seinen Mitbürgern zu jeder bürgerlichen Auszeichnung und Würde gleichgestellt glaubt, wo das Veil und der Spaten nur von freier Hand geführt wird; wo auf diese Weise der Mensch, im fleißigen Gebrauche nützlicher Werkzeuge in thätiger, unverdroßener Arbeit seinen Geist adelt, einen richtigen Blick auf seine Lebensverhältnisse sich erwirbt, daher auf seiner Lebensbahn zufrieden fortwandelt, und, getröstet über seine Bestimmung, dankbar sein Haupt zur Gottheit aufrichtet, die ihn so hoch über die übrigen Geschöpfe der Erde erhob.

Der Spielmann und sein Wohlthäter.

Ein alter Spielmann wohnte bei einem armen Schuster zur Miete. Das Spottgeld, das er

sich verdiente an den Schenkflischen, wo er seine alten Weisen ableierte, mochte kaum hinreichen, um sich ein Mittagbrod zu schaffen. Jeden Abend saß er aber beim Schuster zu Tisch, und wenn die Zeit kam, wo die Miete zu bezahlen war, legte er wohl dem Meister den Beutel aus, aber es war kein Geld drinnen, und der Meister aus Erbarmen schenkte ihm selbst dann einige Schillinge, auf daß er sich seinen Rock flicken, seine Wäsche reinigen, und neue Schuhe sich machen lassen konnte. Die Wohlthätigkeit des Mannes mißfiel aber seiner Frau, und sie zankte oft deshalb mit ihm, daß er den alten Lump, wie sie gewöhnlich den Spielmann nannte, im Hause duldete und ernährte, wie ein Ungeziefer. Der Mann aber blieb dabei und that nach wie vorher, und er sagte sein Sprüchlein auf: Gebet, so wird euch gegeben werden. Das ist denn auch wahr geworden in mehr denn einem Sinn. Denn erstlich leistete ihm der alte Spielmann täglich Gesellschaft am Abend, und erzählte ihm die Neuigkeiten des Orts und des Tages, und spielte ihm auch oftmal, umsonst, ein lustiges Stücklein auf, oder sang ein schönes weltliches Liedlein, so daß der Mann gerne zu Hause blieb und manchen Pfennig ersparte, den er sonst im Wirthshause verbraucht hätte. Und zweitens brachte ihm der Spielmann manchen Kunden seines Gleichen zu, die aber Geld hatten zu bezahlen; und die Nachbarn selbst, die von des Schusters wohlthätigem Sinne erfuhrn, gaben ihm gern Arbeit, verhoffend, er, der gutherzige Mann, werde um so mehr auch ein ehrlicher Mann sein, worin sie sich auch nicht betrogen fanden. Und drittens — aber da muß der Wanderer sich selbst unterbrechen, um dem Leser alles deutlich zu machen — denn er hatte, wie Judas, einen geheimen Säckel, und ersparte sich viel Geld. Er dachte aber klüglicher Weise so: So lange der Meister lebt von seiner Arbeit, so lang leb' ich auch von seinen Wohlthaten. Stirbt er früher als ich, so habe ich doch einen ersparten Pfennig, von dem ich fortan mich ernähren kann, und er mag dafür Gottes Lohn erhalten. Sterb' ich aber früher, nun dann. — Es ist aber das Letztere eingetroffen, und was sich der Spielmann gedacht, das hat er auch gethan. Er setzte den Meister Schuster zu seinen Erben ein, und nach seinem Tode fand man in dem geheimen Säckel nicht weniger als zweihundert Pfund; das thut: zweitausend und etliche 100 Gulden. Das war drittens. — Der gütige Leser wird daher erstlich den Spielmann abbitten, wenn er ihn für einen Judas gehalten, zweitens wird er dem Meister Schuster Recht geben und sein Sprüchlein in

Ehren halten; und drittens wird er das Gleiche thun, denn umsonst hat der Wanderer ihm diese Geschichte nicht erzählt. — Es hat sich aber diese Geschichte ereignet in der großen Stadt London, wo es 30,000 Arme giebt, die in der Früh auf

stehen, ohne zu wissen, wo und wie sie Mittags essen und Nachts schlafen werden; und der Spielmann ist gestorben im Jahre 1834, wie die Zeitungen gemeldet haben.

Tabelle zur Verwandlung der viertels Kronenthaler (zu 39 Kr.) in Gulden.

St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.
1 — 39	10 6 30	19 12 21	28 18 12	37 24 3	46 29 54	55 35 45	64 41 36
2 1 18	11 7 9	20 13 —	29 18 51	38 24 42	47 30 33	56 36 24	65 42 15
3 1 57	12 7 48	21 13 39	30 19 30	39 25 21	48 31 12	57 37 3	66 42 54
4 2 36	13 8 27	22 14 18	31 20 9	40 26 —	49 51 51	58 37 42	67 43 33
5 3 15	14 9 6	23 14 57	32 20 48	41 26 39	50 32 30	59 38 21	68 44 12
6 3 54	15 9 45	24 15 36	33 21 27	42 27 18	51 33 9	60 39 —	69 44 51
7 4 33	16 10 24	25 16 15	34 22 6	43 27 57	52 33 48	61 39 39	70 45 30
8 5 12	17 11 3	26 16 54	35 22 45	44 28 36	53 34 27	62 40 18	71 46 9
9 5 51	18 11 42	27 17 33	36 23 24	45 29 15	54 35 6	63 40 57	72 46 48

Tabelle zur Verwandlung der halben Kronenthaler (zu 1 fl. 20 Kr.) in Gulden.

St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.
1 1 20	10 13 20	19 25 20	28 37 20	37 49 20	46 61 20	55 73 20	64 85 20
2 2 40	11 14 40	20 26 40	29 38 40	38 50 40	47 62 40	56 74 40	65 86 40
3 4 —	12 16 —	21 28 —	30 40 —	39 52 —	48 64 —	57 76 —	66 88 —
4 5 20	13 17 20	22 29 20	31 41 20	40 53 20	49 65 20	58 77 20	67 89 20
5 6 40	14 18 40	23 30 40	32 42 40	41 54 40	50 66 40	59 78 40	68 90 40
6 8 —	15 20 —	24 32 —	33 44 —	42 56 —	51 68 —	60 80 —	69 92 —
7 9 20	16 21 20	25 33 20	34 45 20	43 57 20	52 69 20	61 81 20	70 93 20
8 10 40	17 22 40	26 34 40	35 46 40	44 58 40	53 70 40	62 82 40	71 94 40
9 12 —	18 24 —	27 36 —	36 48 —	45 60 —	54 72 —	63 84 —	72 96 —

Tabelle zur Verwandlung der Kronenthaler (zu 2 fl. 42 Kr.) in Gulden.

St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.
1 2 42	10 27 —	19 54 18	28 75 36	37 99 54	46 124 12	55 148 30	64 172 48
2 5 24	11 29 42	20 54 —	29 78 18	38 102 36	47 126 54	56 151 12	65 175 30
3 8 6	12 32 24	21 56 42	30 81 —	39 105 18	48 129 36	57 153 54	66 178 12
4 10 48	13 35 6	22 59 24	31 83 42	40 108 —	49 132 18	58 156 36	67 180 54
5 13 30	14 37 48	23 62 6	32 86 24	41 110 42	50 135 —	59 159 18	68 183 36
6 16 12	15 40 30	24 64 48	33 89 6	42 113 24	51 137 42	60 162 —	69 186 18
7 18 54	16 43 12	25 67 30	34 91 48	43 116 6	52 140 24	61 164 42	70 189 —
8 21 36	17 45 54	26 70 12	35 94 30	44 118 48	53 143 6	62 167 24	71 191 42
9 24 18	18 48 36	27 72 54	36 97 12	45 121 30	54 145 48	63 170 6	72 194 24

Tabelle zur Verwandlung der Preussischen Thaler (zu 1 fl. 45 Kr.) in Gulden.

St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.	St. fl. fr.
1 1 45	10 17 30	19 32 15	28 49 —	37 64 45	46 80 30	55 96 15	64 112 —
2 5 30	11 19 15	20 35 —	29 50 45	38 66 30	47 82 15	56 98 —	65 113 45
3 5 15	12 21 —	21 36 45	30 52 30	39 68 15	48 84 —	57 99 45	66 115 30
4 7 —	13 22 45	22 38 30	31 54 15	40 70 —	49 85 45	58 101 30	67 117 15
5 8 45	14 24 30	23 40 15	32 56 —	41 71 45	50 87 30	59 103 15	68 119 —
6 10 30	15 26 15	24 42 —	33 57 45	42 73 30	51 89 15	60 105 —	69 120 45
7 12 15	16 28 —	25 43 45	34 59 30	43 75 15	52 91 —	61 106 45	70 122 30
8 14 —	17 29 45	26 45 30	35 61 15	44 77 —	53 92 45	62 108 30	71 124 15
9 15 45	18 31 30	27 47 15	36 63 —	45 78 45	54 94 30	63 110 15	72 126 —

Freiburg

Die Genügsamkeit bestimmt das Maas der Lebensfreude.

Ein alter ehrlcher Bauersmann war immer seelenvergnügt. Man sollte glauben, er wäre jeden Tag bei großen Herren zu Tische gefessen, und hätte daselbst der Speisen und Getränke in Hülle und Fülle genossen. Dem war nicht so; er lebte äusserst nüchtern, sehr mäßig, und gab jederzeit auf die Frage, warum er bei so wenigem, bei ein paar Schoppen Bier die ihm wöchentlich einigemal zu Theil wurden, so lustig sein könne, zur Antwort:

Gott fürchten macht selig,
Bier trinken macht fröhlich;
Drum fürchte Gott und trinke Bier,
So bist du selig und fröhlich alhier.

Der Mensch kann bei wenigem, dacht ich mir immer, so oft ich ihn sah, einen kräftig beirenen Stuy bewahren, und dieß wenig, wie viel ist's doch, wenn wir bedenken, daß wir der freigebigen Erde nichts bezahlen, als ein paar Hände voll Staub, die von uns einst übrig bleiben. Unser Aker hatte gewöhnlich nichts zu essen, als Kartoffeln, ein Stück Brod und Milch, selten Fleisch, mitunter Abends, wie ich sagte, ein Glas Bier zu trinken; aber man sah es ihn an, daß er bei seiner deutschen Küche der lateinischen nie bedurfte. Seine Hausapotheke hat er, allem die Bibel und frommen Erbauungsbücher lagen. Es war ein Beerenfaß, ein bewährtes Mittel der Magenreinigung; denn dieser will bedacht sein. „Wir sind Pflanzen, die ihre Wurzeln im Magen haben.“ Er hatte schon das siebenzigste Jahr erreicht, und noch hatte er keinen Gedanken, seine Rechnung abzuschließen; sein ganzes Aussehen und die Kraft, welche er in sich fühlte, sagten ihm, daß er mit der Hülfe Gottes noch lange leben werde. Und dieses glaubten auch seine Nachbarn. Er arbeitete und stand seinem Geschäfte vor, wie vor 30 Jahren. Wenn man ihn über seine mäßige Lebensfreude fragte, und ihm zusprach, er möchte, da er nicht arm sei, mehr genießen, so antwortete er gewöhnlich: Ach! ich lebe ja im Ueberflus. Ich genieße täglich mehr als tausend Arme, die so stark und gesund sind, wie ich; denn ich bin ein Verschwender gegen seinen Hirten, der, als ihm sein Stück Vieh verloren ging und dasselbe nach einem inbrünstigen Gebet an die Mutter Maria wieder fand, dieser gern etwas opfern wollte. Er nahm daher ein paar Holzäpfel, die eben im Walde reiften, gieng in die Kapelle, legte

sie auf den Altar und sprach: Liebe heilige Mutter, da hast du mein Festgerücht, laß dir die Äpfel braten, so schmecken sie sehr gut. Da kommt denn doch Gottes Segen reichlicher an meinen Tisch, und wofür ich den Himmel nicht genug danken kann, es bleibt mir auf diese Weise noch ein Schärlein, um auch die Armen zu erquickern. Unter Tag trank er nichts, wie Wasser, und konnte mit den Morgenländern sagen:

Bei Wasser, Reis und gutem Gewissen
Wird Niemand Gottes Güte vermissen.

Statt Reis kann man auf seine Tafel die Kartoffel setzen; denn die hat er in seiner Jugend immer geschätzt, und oft erzählte er zum Beweise, daß diese Kartoffeln eine so treffliche Speise seien, sein Herr Pfarrer hatte zur Zeit, wie die Kartoffeln noch selten gepflanzt wurden, einmal einen Festschmauß gegeben, und bei diesem Schmauß sei vorgekommen: zuerst Kartoffelsuppe, dann Kartoffel-Gemüse, mit braun gerösteten Kartoffeln als Beilage; es folgte Kartoffel-Pastete, dann Kartoffel-Kuchen mit Kartoffel-Salat; zum Nachtsch gab es Kartoffel-Zucker und Kartoffel-Käs; der Kaffee war von Kartoffeln, wie Brod, Wein und Liqueur.

Wer möchte da nicht einstimmen in den Gesang mit dem Pfarrer, wie er sein Glas erhob:

„Stoß an! Mit Ruhm sei bedacht,
Der nach dem deutschen Lande
Die edle Frucht uns hat gebracht,
Bleibt in jedem Stande.
Und wenn ihn auch kein Denkmal ehrt
Nie könne sein vergessen,
Sie die er fort und fort ernährt,
An Zahl nicht zu ermessen.“

Und er müsse, setzte der Alte hinzu, in das Lob vollkommen einstimmen, da er ohne diese Frucht nicht so gesund geblieben, dem Armen und Bedrängten keine Unterstützung reichen, und seinen 4 Kindern nicht so ordentliche Bauerngütlein hätte kaufen können.

Alte Sprichwörter im neuen Gewande.

Wer frei und wohl zu leben begehrt, hab' enge Grenz' am eignen Heerd.
Daß man sich nach der Deck' lernt strecken, da liegt der Schatz nicht in den Säcken.
Was Vormittags recht und Nachmittags schlecht, das war zu keiner Stunde noch recht.
Willst du dich haben gut gefest, leb' wie vor Zeiten und sprich wie jetzt.